

# Volkstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Magdeburg.

Die „Volkstimme“ erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage „Die Neue Welt“): Emil Müller, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: Wilhelm Bindau, Magdeburg. Druck und Verlag von W. Pfannsch. u. Co., Magdeburg. Geschäftsstelle: Gr. Mühlstr. 3, Fernsp. 1567. Redaktion und Druckerei: Gr. Mühlstr. 3, Fernsp. für Redaktion 1794, für Druckerei 961.

Prämienvermerk zahlbarer Abonnementspreis: Vierteljährlich (inkl. Postgebühren) 2.25 Mk., monatlich 80 Pf. Der „Streik“ in Deutschland monatlich 1 Exempl. 1.70 Mk., 2 Exempl. 2.90 Mk. In der Expedition und den Auslieferungsbüros 2 Mk. monatlich 70 Pf. Bei den Buchhändlern 2.25 Mk. inkl. Postgeb. Einzelne Nummern 5 Pf., Sonntags- und ältere Nummern 10 Pf. — Interimsgebühr: die 7gepaltene Kolonzeitung 15 Pf., anwärts 25 Pf., im Restanteil 1 Mk. Zeitungspostgebühr 10 Pf.

Nr. 29.

Magdeburg, Freitag den 3. Februar 1911.

22. Jahrgang.

Die heutige Nummer umfaßt 12 Seiten.

## Die Trauer der Internationale.

Beim Parteivorstand und der Redaktion des „Vorwärts“ häufen sich die Kondolenztelegramme aus der ganzen Welt. Es seien folgende hervorgehoben:

Das Internationale sozialistische Bureau zeigt der sozialdemokratischen Partei Deutschlands sein tiefgefühltes Beueid beim Ableben seines hervorragenden Mitglieds Paul Singer. Wanderweide, Anjele, Journemout, Guysmans.

Die Konferenz der Labour Party sendet den deutschen Arbeitern anlässlich des Todes Singers den Ausdruck ihres Beileids London, Ramsay MacDonald, Sekretär.

Dem Parteivorstand und der deutschen Sozialdemokratie senden wir den Ausdruck unserer herzlichsten Teilnahme, dem sich sämtliche Mitglieder der sozialistischen Kammerfraktion anschließen. Aus ganzem Herzen nehmen wir teil an Euerem Verlust und an Eurer Trauer.

Paris, Vaillant, Jaurès, Guesde.

Die sozialistische Partei Belgiens nimmt lebhaften Anteil an dem Hinscheiden Paul Singers, das einen schweren Schlag für das deutsche Proletariat bedeutet. Brüssel, Wandersnijssen, Sekretär.

Die sozialistische Arbeiterpartei Hollands bietet anlässlich des Hinscheidens des großen Vorkämpfers Paul Singer ihrer deutschen Schwesterpartei ihr herzlichstes Beileid dar. Wie in der ganzen Welt, so hat auch in Holland Singers Tod das Gefühl eines großen Verlustes für das Proletariat aller Länder erweckt. Sein Gedächtnis wird als das eines der hingebendsten und treuesten Führer im Kampf in Ehren gehalten werden.

Amsterdam, Blieden, Vorsitzender, Van Ruythoff, Sekretär.

Die dänische Sozialdemokratie nimmt herzlichsten Anteil an der Sorge über den Verlust, welchen die internationale Sozialdemokratie durch das Ableben ihres tapferen Kämpfers Paul Singer erlitten hat. Sein Andenken in Ehren! Kopenhagen, Stauning.

Wir trauern mit der deutschen Arbeiterklasse um den unbergelichen Präsidenten ihrer Partei und der Internationale. Schwedischer Parteivorstand, Wrangling.

Tieferschüttert durch den Tod Singers übersendet das Exekutivkomitee der polnischen Sozialdemokratie Worte des aufrichtigen Beileids und tiefer Trauer. Krakau, Johann Englisch, Obmann.

Das Zentralkomitee der sozialdemokratischen Arbeiterpartei und der Allgemeine Gewerkschaftsbund Bulgariens drücken der deutschen Bruderpartei herzlichsten Beileid zu dem Verlust aus, den das internationale Proletariat durch das Ableben des unermüdeten treuen Vorkämpfers Paul Singer erleidet. Sofia, Georg Simow.

Das Auslandskomitee des Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes Russlands in Genf drückt dem deutschen Parteivorstand sein Beileid aus anlässlich des schmerzlichen Verlustes.

Mit Ihnen und den Proletariern aller Länder beweinen auch wir den Tod unseres edeln Vorkämpfers Paul Singer. Russische Revolutionäre Sozialisten in Genf.

In tiefer Trauer beklagen wir zusammen mit dem deutschen Proletariat den unersehlichen Verlust Paul Singers, des unvergesslichen Führers der internationalen Sozialdemokratie.

Brüsseler Gruppen russischer Sozialdemokraten, Sozialdemokratische Arbeiterpartei Lettlands, Sozialdemokraten Polens, Litauens und Jüdischer Arbeiterbund.

Zusammen mit den deutschen Genossen betrauern wir Singers Tod als den schwersten Verlust des internationalen Proletariats. Sozialdemokratisches Zentralorgan der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands.

Der ukrainische Verband „Spilka“ der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands sendet den Ausdruck tiefsten Mitgefühls aus Anlass des unersehlichen Verlustes Singers, der in der russischen Ukraine als Kämpfer für den revolutionären Marxismus weit bekannt ist. Bafok.

Redaktion „Gloß Sozialdemokrata“ teilt den Schmerz der deutschen Genossen über das Hinscheiden des alten Vorkämpfers des internationalen Proletariats Paul Singer und drückt das tiefste Beileid aus.

Die sozialistische Partei New Yorks beklagt tief den Verlust unsres Genossen Singer.

Der Tod unsres gemeinsamen, wertvollen Kämpfers und Genossen Paul Singer erfüllt auch die Wiener Arbeiter-schaft mit tiefster Trauer und übermittle ich namens derselben die wärmste Teilnahme.

Mit den reichsdeutschen Genossen trauern auch die deutschen sozialdemokratischen Arbeiter von Triest um den unermüdeten Vorkämpfer der Internationale.

Sozialdemokratischer Verein Triest.

In derselben Weise kondolieren der Landesparteitag der tschechischen Sozialdemokraten Niederösterreichs, der 59. böhmische Wahlbezirk und die Redaktion der „Dělnické Listy“ in Wien sowie die Redaktion der „Salzburger Wacht“ in Salzburg.

Außerdem sind Beileidskundgebungen in großer Menge von den Parteiorganisationen deutscher Städte eingegangen.

Von den bürgerlichen Beileidskundgebungen sei noch ein Telegramm Dr. Breitfelds erwähnt, in dem gesagt wird, daß auch die nicht auf sozialdemokratischem Boden stehenden Demokraten den Verlust dieses Mannes betrauern, der geschickt, opferfreudig und mit Energie die Sache des Volkes vertrat.

## Die Bestattung.

Der „Vorwärts“ gibt bekannt, daß die Beerdigung unsres Führers am Sonntag mittag 12 Uhr vom Gebäude des „Vorwärts“ aus stattfinden wird. Dort ist die Leiche am Mittwoch abend aufgebahrt worden.

Der Leichenzug bewegt sich von der Lindenstraße 69 nach dem Zentralfriedhof in Friedrichsfelde, wo auch Liebknecht und Auer beigesetzt sind. Kränze und Blumen-spenden sind an die Redaktion des „Vorwärts“ zu adressieren.

Zutritt zum Friedhof haben außer den Kranz-delegierten der Partei- und Gewerkschaftsorganisationen nur die mit Kranz versehenen Personen. Gesuche um Ueberlassung von Karten sind nur schriftlich an Eugen Ernst, Buchdruckerei Vorwärts, Lindenstraße 69, zu richten. Mündliche Gesuche zwecklos.

## Der Abschied des Ausgewiesenen.

Die Ausweisung Paul Singers aus Berlin, der Rache-akt Buttkefers für die öffentliche Bloßstellung seines Spiegelweizens, gab, wie wir bereits erwähnten, Anlaß zu einer großen Demonstration der Berliner Arbeiter-schaft. Als Singer vom Schlesijschen Bahnhof abfahren wollte, brachten ihm die Polizei und die Berliner Arbeiter besondere Ovationen dar. Eduard Bernstein schildert diesen denkwürdigen Vorgang in seiner „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ folgendermaßen:

Es wurde also verfügt, daß auf dem Schlesijschen Bahnhof, von dem aus Singer seine Reise antat, zur angegebenen Zeit das Betreten des Bahnsteigs nur gegen Vorzeigung einer Fahrkarte im Werte der Fahrt zweiter Klasse nach Spandau — 1.80 Mark — gestattet wurde. Eine weiße Maßregel, kraft deren und eines massenhaften Polizeiaufgebots am genannten Bahnhof es in der Tat erreicht wurde, daß die Zahl der Begleiter Singers sich dort auf 50 beschränkte und die Polizei sich die Hände reiben konnte. Nur konnte sie nicht lange reiben. Denn kaum haben Singer und seine Freunde den Bahnsteig betreten, so fährt plötzlich ein Zug vom Westen her in den Schlesijschen Bahnhof ein, der bis auf den letzten Platz überfüllt ist, alle Fenster sind dicht belagert, und wie er hält, ertönt von ihm her ein dröhnendes anhaltendes Hoch auf Singer. Es waren Parteigenossen des Ausgewiesenen, die auf einer westlichen Station aufgestiegen waren und nun Singer auf diese Weise ihren Abschiedsgruß darbrachten, den Singer mit Schwerten des Hutes beantwortet. Das war aber nur erst der Anfang. Kaum hatte der betreffende Zug den Schlesijschen Bahnhof wieder verlassen, und es fährt ein zweiter Zug ein, so wiederholt sich auch schon das eindrucksvolle Schauspiel. Und so noch eine ganze Weile; immer wieder kommen Züge vom Westen, und immer wieder sind sie mit demonstrierenden Sozialdemokraten gefüllt. Endlich kommt die Zeit, wo Singers Zug selbst abfährt, und man sollte meinen, jetzt habe die Sache ein Ende. Aber siehe da, am nächsten Bahnhof der Stadtbahn wiederholt sich die Szene, und dann geht es die ganze Fahrt so fort, bis zum Bahnhof Zoologischer Garten. Alle an Singers

Zug vorbeifahrenden Züge, Stadtbahnzüge, Ringbahnzüge, Vorort-züge, waren überfüllt, aus allen ertönten beim Vorbeifahren die dröhnenden Hochs. Es war eine imposante Demonstration, und die Polizei, die ihre Leute auf allen Bahnhöfen in starker Zahl postiert hatte, war ihr gegenüber machtlos. Wieder hatte sich der Witz der Sozialdemokraten ihr überlegen gezeigt. In der Koppenstraße, wo die Bahn die Straße überbrückt, hatte sich außerdem eine tausendköpfige Menschenmenge angesammelt, die so lange wartete, bis Singer im vorbeifahrenden Zuge sich grüßend am Fenster zeigte, um dann gleichfalls ihm ein schallendes Hoch als Abschiedsgruß auszubringen. Auf der Station Zoologischer Garten fand die Demonstration ihren Abschluß. Hier sammelten sich die Fahrgäste aus einer ganzen Reihe von Zügen und brachten dem scheidenden Parteiführer eine fürmliche Ovation.

So verließ Paul Singer Berlin, um nun von andern Orten aus, er lebte zunächst in Dresden, ebenso rüstig den Kampf fortzusetzen gegen Gewalt und List und Lüge, für die Arbeiterklasse und ihre Rechte. Erst 1890, nach dem Falle des Sozialistengesetzes, konnte er dauernd wieder in sein geliebtes Berlin zurückkehren, wo man ihn freilich auch während seiner Verbannung wenigstens während der Dauer der Reichstags-sesssionen weilen und wirken lassen mußte.

## Der Polizeizeuge.

Ein bürgerlicher Politiker, der demokratische Selmut v. Gerlach, schreibt unter dem obigen Titel in der Berliner „Welt am Montag“:

Die preussische Justiz rehabilitiert sich! Das ist der Eindruck, den das Volk aus den Moabitischen Urteilen mitgenommen hat. Man braucht das berühmte Wort: „Es gibt noch Richter in Berlin“ nicht mehr ausschließlich ironisch anzuwenden. Allerdings: ich würde vorläufig nicht raten, daß es nun nicht schließen, daß es mit der Klassenjustiz vorbei sei. Immerhin — die Herren Lieber und Unger haben Akte wahrhaft staatsbehaltender Natur geleistet. Herr Unger insbesondere wird das tapfere Manneswort von dem wohlgezielten Revolver-schuß, der gewissen Schulgelehrten gebührt hätte, nicht ver-gessen werden. Herr Unger hat eine juristische Selbstver-ständlichkeit ausgesprochen. Aber sie auszusprechen, das war in Preußen eine Tat. Der Wutschrei der reaktionären Presse kündigt, daß er ins Schwarze getroffen hat.

Je besser die Justiz bei den Skandalprozessen abge-schnitten hat, um so trauriger steht neben der Regierung die Polizei da. Nichts außer einer gerichtlichen Sühne ver-mag den „Ehrenschild“ der Berliner Schutzmannschaft von den Blut- und Schmutzflecken zu reinigen, die in Moabit darauf gebräut sind. Und wenn ihn Herr v. Jagow zehn-mal reinzuwaschen versucht, das ist eine Mohrenwäsche. Uebrigens ein entzückendes Schauspiel, wie nach Bestmann und Dallwitz auch der Polizeioberste von Berlin sich gegen Gerichtsurteile rechtsstehender Richter aufzulehnen versucht! So wahr man oben die richterliche Autorität.

Doch ich will diesmal nicht das ganze düstere Polizei-kapitel aufschlagen. Nur ein ganz kleiner, dafür freilich um so charakteristischerer Ausschnitt daraus soll uns be-schäftigen.

Im Weddingprozeß war eine Hauptfuge der Anklage der von der Polizei geradezu in Watte gewickelte Zeuge Leo Schreiber. Dieser Herr Schreiber ist „Ar-beiter“. Er hat aus freien Stücken einen Mann, der an-gelich eine Laterne zertrümmert hat, verhaftet und vor die Polizei geschleppt. Ein Arbeiter, der sich freiwillig als Hilfsorgan der Polizei betätigt! Wer die Psychologie des Berliner Arbeiters kennt, wird sich sofort sagen: dahinter steckt etwas!

Und es steckt sogar sehr viel dahinter. Nur daß man nicht alles ergründen, sondern das meiste nur ahnen kann, was dahintersteckt.

Der Polizeizeuge Schreiber ist — natürlich, hätte ich reinabe gesagt — unglauwbüdig. Er teilt dies Schicksal mit dem Hauptpolizeizeugen Wellschmidt aus dem ersten Moabitischen Prozeß, über den seine ganze Familie ein so vernichtendes Urteil abgab. Auch Schreibers Unglauwbüdig-keit zu bekunden, waren seine nächsten Verwandten bereit. Doch es bedarf solcher Zeugnisse gar nicht erst. Die Akten sagen bereits genug über ihn.

Schreiber gab als Zeuge bei seiner ersten Vernehmung unter seinem Eide die Aussage ab, er sei einmal vor-bestraft.

Als seine Strafakten eingezogen wurden, stellte sich folgendes Strafregister heraus: Schreiber ist mit 13 Jahren wegen schweren Diebstahls zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt worden, ein halbes Jahr später wegen Diebstahls zu 14 Tagen Gefängnis.

wieder einige Monate danach wegen Sachbeschädigung zu 8 Tagen Gefängnis,  
nach fünf Vierteljahre wegen versuchten Betruges zu 8 Tagen Gefängnis,  
im März 1894 wegen schweren Diebstahls im Rückfall zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis,  
im Mai 1895 wegen Diebstahls im Rückfall zu 6 Monaten Gefängnis,  
im Mai 1895 wegen Diebstahls zu 6 Monaten Gefängnis,  
im Februar 1895 wegen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs zu 2 Wochen Gefängnis.

Für den Anfang ausreichend! Dann freilich tritt eine lange Pause im Strafregister ein. Herr Schreiber hat sich nämlich „gebessert“, er ist mit einem Male ein „ordentlicher Mensch“ geworden. Er muß irgendeine Beschäftigung gefunden haben, die ihm eben so einträglich und dabei sicherer erschien als das Stehlen und Betrügen.

Nach seiner eignen Behauptung hat er damals, und zwar 11 Jahre hindurch, „gearbeitet“. Nur wo er gearbeitet hat, ist absolut aus ihm nicht herauszukriegen. Gibt es sonst irgendeinen ehrlichen Arbeiter, der sich schämt, seine Arbeitsstellen anzugeben?

Wer war der Arbeitgeber oder die Arbeiter Schreiber nach 1898? Welche Art von Arbeit hat er damals geleistet?

Schreiber sagt es nicht. Wir wissen es nicht. Was wir wissen, ist nur das eine, nämlich, daß sich in den Akten ein Vermerk des Kriminalkommissars Ruhn befindet: „Schreiber ist auch sonst für die Polizei tätig.“

Nachigall, ich hör dir lauschen! Was so ein kleiner Polizeivermerk für Perspektiven eröffnet.

Also Leo Schreiber war „auch sonst“ für die Polizei tätig. Gegen Bezahlung natürlich. Denn da ihm seine früheren Diebstähle sicher nicht das nötige Kapital eingebracht hatten, um als Rentner leben und sich sozusagen im Ehrenamt als Polizeihilfskraft betätigen zu können, so wird man ihm wohl kein Unrecht tun, wenn man ihn in die Kategorie jener Ehrenmänner einreicht, die volkstümlich „Nichtgroßentungen“ genannt werden.

Leider war der Umgang mit der Polizei — nach einer im Prozeß aufgestellten Behauptung soll er ja mit verschiedenen Polizeibeamten per du gestanden haben — nicht erzieherisch genug, um seine ursprünglichen Neigungen bei ihm auszurufen. Im Jahre 1909 stahl er wieder, und zwar gleich ein paar Fahrwerke von der offenen Straße. Das trug ihm 1 Jahr Gefängnis ein. Diese Strafe war im Frühjahr 1910 rechtskräftig geworden. Bis heute hat er sie aber noch nicht anzutreten gebraucht.

Warum nicht? Ja, man ist eben auffallend schonend mit diesem zu hoher Strafe verurteilten „Arbeiter“ verfahren.

Im Mai 1910 reichte er ein Strafausschubsgeßuch ein. Das wurde zurückgewiesen. Am 20. Mai bekam er Order, am 1. Juni seine Strafe anzutreten. Neues Strafausschubsgeßuch, Ablehnung durch den Oberstaatsanwalt am 2. Juni. Am 13. Juni wurde ein Haftbefehl gegen ihn erlassen, aber nicht tauglich! Die Sache wird immer rätselhafter. Unter dem 19. Juni findet sich ein Aktenvermerk, Schreiber sei krankenkrank. Von dieser Krankenkrankheit hat weder vorher noch nachher etwas verlautet. Auf welches ärztliche Gutachten mag diese polizeiliche Notiz zurückzuführen sein?

Inzwischen folgt ein Ausschubsgeßuch dem andern. Die Staatsanwaltschaft läßt seinen Gesundheitszustand prüfen. Jetzt behauptet Schreiber, er leide an epileptischen Krämpfen. Von der Krankenkrankheit scheint er sich also inzwischen selbst genesen gefühlt zu haben. Er will im Februar und März wegen seiner Krämpfe in der Epileptikeranstalt Wuhlgarten behandelt worden sein. Die Anstalt befundet auf Anfrage, daß er am 2. Februar in die Anstalt aufgenommen und am 3. Februar auf seinen Antrag wieder entlassen worden sei. Bei der Aufnahme habe er nach Alkohol gerochen! Eigenartiges Krankheitsphänomen für einen Epileptiker!

Allmählich wurde nun selbst der Staatsanwaltschaft die Sache zu dumm. Sie ordnete an, daß er seine Strafe am 28. November anzutreten habe. Aber nun griff Herr Kriminalkommissar Ruhn ein. Inzwischen hatte sich nämlich Schreiber auf dem Wedding im Interesse der Polizei „nützlich“ gemacht. Herr Ruhn vermerkte in den Akten:

„Schreiber hat in der Anstaltsbedingung die Bestimmung eines Menschen veranlaßt, der eine Laterne zertrümmert hat. Er wird bestimmt in dieser Sache als Zeuge geladen werden. Er möchte nun nicht bei der Verhandlung aus der Strafkasse vorgeführt werden und bittet, die Vollstreckung der Strafe von einem Jahre bis zur Erledigung der Verhandlung in Sachen „Straf Wedding“ hinauszuschieben.“

Daß es dem Volkseigenen reinlich war, im Strafregister keine „staatsferhaltende“ Aussage abzugeben, ist begreiflich. Begreiflich ist auch, daß die Polizei ihren Vertrauensmann lieber „in Zivil“ vor Gericht erscheinen lassen wollte. Aber unbegreiflich ist es, daß die „objektive Behörde der Welt“ sich dem Dummheit eines Mannes wie Schreiber einfach fügt und die ohnehin, durch allerlei Schwindelmanöver hintangehaltene Strafverbüßung noch weiter vertagt hat.

Das Gericht erklärte Schreiber für unglaubwürdig. Damit war er für den Prozeß abgetan. Auch für die Polizei? „Anständige Leute schreiben ja nicht für mich.“ Naget ein Bismarck, als ihm die mangelhaften Qualitäten der offiziellen Preßberichte vorgehalten wurden er

Anständige Leute geben sich natürlich nicht zu Signallantenbenutzen für die Polizei her. Ja, ich meine, verglichen mit dem Gewerbe eines Nichtgroßentungen, ist das des Scharfrichters ein hochanständiges. Diese Gelehrten sind eine ständige Bedrohung des anständigen Publikums. In bürgerlichem Gewand und unter der Maske eines ehrenhaften bürgerlichen Gewerbes müssen sie sich unter das

Volk, treten sie in Vereine ein, besuchen die Versammlungen und spionieren sie herum. Was sie erfahren, verfälschen sie. Erfahren sie nichts, so erfinden sie etwas. Reichen Fälschungen und Lügen nicht mehr aus, so provozieren sie. Jeder Vigilant steht ständig in Versuchung, ein Agent provocateur, ein Lockvogel zu werden.

So werden diese Hilfskräfte der Polizei zu einer moralischen Pest. Die Polizei soll sich nicht wundern, daß ihr in den breiten Massen tiefste Abneigung und tiefstes Mißtrauen entgegentritt. Solange sie nicht darauf verzichtet, ein politisches Instrument zu sein und zu politischen Zwecken die gemeinsten Subjekte zu verwenden, solange wird das Publikum in ihr nicht den freundwilligen Helfer, sondern einen gefährlichen Gegner erblicken. —

## Politische Uebersicht.

Magdeburg, 2. Februar.

### Preussisches Faustrecht.

Was man in Preußen darf, und was man nicht darf, darüber haben die Verhandlungen des Dreiklassenhauses am letzten Mittwoch wieder einmal reiche Belehrung geboten. Dem Genossen Liebknecht wurde in unerhörter Weise das Wort entzogen, weil seine sachlichen Feststellungen über die Polizeizustände im westlichen Industriegebiet der aus Junkern, Zentrum und nationalliberalen Scharfmachern bestehenden polizeifrommen Mehrheit unangenehm zu werden begannen. Sodann wurden dem Landgerichtsdirektor Unger von seinem Stettiner Kollegen, dem konservativen Abgeordneten Böhm, sowie vom Justizminister Beßler gehörig die Leibern gelesen, weil er es gewagt hatte, den Geschwornen im Noabiter Prozeß eine den Gesetzen entsprechende Rechtsbelehrung zu erteilen. Schließlich verurteilte Herr Beßler gegenüber dem Landgerichtsdirektor Unger den echt preussischen Rechtsgrundsatz, daß es durchaus nicht erlaubt sei, gegen Polizeibeamte Notwehr zu üben; auch dann nicht, wenn das Verhalten der Beamten rechtswidrig ist.

Der oppositionelle Abgeordnete kriegt ein Schloß vor den Mund, der freimütige Richter wird öffentlich gerüffelt — was bleibt da für das arme Volk übrig? Für die „Massen“, deren „Herrschaft“ nach Bethmann-Hollweg heiligsten Schwüren in Preußen für ewige Zeit verbündet sein soll? Natürlich nur der Beßlerische Beamten-„Rechtsgrundsatz“, geduldig zu tragen, was der preussische Beamtenhimmel jendet! Wenn die Plinte schießt, der Säbel haut — mag es auch durchaus rechtswidrig sein — halte die Hände an der Hosennäht und stich als guter Preuße mit einem Godd auf die preussische Ordnung auf den Lippen!

Der Absolutismus des Polizeisäbels! Der Schutzmann ist Herr über Leben und Tod! Denn welches Mittel gäbe es noch, Rechtswidrigkeiten, die von Beamten begangen werden, entgegenzutreten oder auch nur die spätere Bestrafung der Schuldigen zu erwirken? Schlägt ein rasender Schutzmann auf Kinder und Frauen ein, so hat der Bürger kein Recht, die Wehrlosen zu schützen. Aber auch die bloße Feststellung des Schuldigen wird in neunundneunzig von hundert Fällen unmöglich sein. Denn die Uniform, auf der demnachst vielleicht ein neuer Orden prangt, schützt vor dem Wiedererkanntwerden. Die auf den Achselklappen angebrachte Nummer ist kaum erkennbar, bei schlechtem Wetter durch den Mantel verborgen. Jedes Verweilen oder Sichnähern zum Zwecke genauer Feststellung führt zum Konflikt, zur Verlesung und womöglich noch zur späteren Verurteilung des Unvorsichtigen. Die Behörde deckt die Uebelthäter und überhäuft sie noch mit Ordensauszeichnungen und Lobesbriefen!

Der alte Arbeiter Hermann, der hinausging, seinen Sohn zu suchen, und der sich vom Hause mit den Worten entfernte: „Einem alten Manne wie mir tun sie wohl nichts!“ ist in menschenleerer Straße wie ein rüddiger Hund verdrängt worden. Der Staatsanwalt nennt das eine Brutalität und versichert, er werde jedem dankbar sein, der ihm Gelegenheit gebe, das begangene Verbrechen zu verfolgen. Der Polizeipräsident aber erklärt freudig, froh und stolz, er habe jeden einzelnen Fall aufs eingehendste untersucht und sei von seinen Preußen geradezu begeistert. Von einer Verfolgung der Mörder Hermanns hört man nichts! Und nun kommt im preussischen Dreiklassenhaus der Justizminister, polemisiert gegen die amtliche Forderung eines Richters und versichert, ein Zeugrecht gegen rechtswidrige Taten der Beamten gebe es nicht. Kein Mensch hätte das Recht gehabt, den alten Hermann vor dem Gerichtslagenwerden zu retten. Damit ist die Umkehrung aller Rechtsbegriffe vollendet: Geseßlich erlaubte Notwehr ist Verbrechen, das Verbrechen aber, das Beamte in brutaler Eile begehen, bleibt straflos!

So aufreizend die Erklärungen des preussischen Justizministers wirken, so enthalten sie doch nichts Ueberraschendes. Was Beßler sagt, hat ja die sozialdemokratische Presse ungefähr auch gesagt; allerdings hat sie bloß als tatsächlichen Zustand festgestellt, was der Justizminister mit beneidenswertem Eifer als einen rechtmäßigen zu verteidigen versucht. Daß ein preussischer Bürger, der gegenüber einem verordnungsrechtlich handelnden Beamten von dem natürlichen, gesetzlich normierten Menschenrechte der Notwehr Gebrauch macht, für sein rechtmäßiges Verhalten ins Justizhaus kommt, ist auch hier sofort gegenüber Landgerichtsdirektor Unger herangezogen. Der Justizminister hat dies jetzt bekräftigt. Der Unterschied zwischen den Aufstellungen Ungers und Beßlers besteht darin, daß Unger gesagt hat, was gesetzliche Weise sein sollte, während Beßler sagt, was wirklich ist. Wäre Preußen ein Rechtsstaat, dann müßte nach den Grundzügen Ungers verfahren werden. Weil aber Preußen ein Polizeistaat ist mit einem Beßler als Justizminister, darum gelten auch Beßlers Regeln. Bloß die Annahme, als ob diese Regeln dem Recht und dem Gesetz entsprächen, muß mit Entrüstung zurückgewiesen werden.

Die Gewalt, die auf der Straße mit dem Säbel wütet und jene, die im Parlament den oppositionellen Abgeordneten den Mund verschließt, entspringen derselben Quelle. Indem das Zentrum im Dreiklassenhaus das Recht der freien Rede knebelte, proklamierte es auch die Vogelstrecke der preussischen Staatsbürger vor dem Volkssäbel. Das ist die einzige „Freiheit“, für die die Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht zurzeit noch zu haben ist! —

### Pariser Gemeinderatswahlen.

Bei den am Sonntag vorgenommenen Stichwahlen zum Pariser Gemeinderat behaupteten wir die beiden innegehabten Sitze. Gewählt wurden Genosse Baranne, Metzkeur de „Humanité“, und Morin, gemäßigter Eisenbahnarbeiter. Der 6. Arrondissement, im Univeritätsviertel, das bisher durch einen „unabhängigen Sozialisten“ vertreten war, unterlag Genosse Polber in der Hauptwahl 850 Stimmen erhalten hatte, mit 1700 gegen 2100 Stimmen, die auf einen Nationalisten entfielen. Die Nationalisten und „unabhängigen Sozialisten“ waren in der Stichwahl ganz ausgefallen. —

### Magdeburger Angelegenheiten.

Magdeburg, 2. Februar 1911.

#### Der Straßenbahner-Ausschuß.

In der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch fand wiederum eine gemeinschaftliche Versammlung der Angestellten aus allen vier Depots und der Handwerker in den „Apollo-Festhallen“ statt, um zu den am 3. Februar stattfindenden Wahlen zum Arbeitsausschuß Stellung zu nehmen. Wir lassen nachfolgend die hauptsächlichsten Bestimmungen über den Arbeitsausschuß der Straßenbahn folgen:

Der Arbeitsausschuß besteht aus fünf Angestellten, welche gewählt werden, und einem von der Direktion aus der Zahl der Angestellten bestellten Vorsitzenden. Wählbar und wahlberechtigt ist jeder Angestellte, welcher mindestens ein Jahr etatmäßig angestellt ist.

Für jedes Mitglied des Arbeitsausschusses wird ein Vertreter gewählt; ebenso wird für den von der Direktion bestellten Vorsitzenden ein Stellvertreter von ihm bestellt.

Der Arbeitsausschuß tritt alljährlich zweimal (1) im Frühjahr und im Herbst zusammen. Er wird von dem Vorsitzenden bzw. dessen Stellvertreter zu dem von der Direktion bekanntzugegebenden Tage einberufen. (1)

Außerordentliche Sitzungen finden auf Wunsch von drei Mitgliedern und auf Verlangen der Direktion statt.

Die Mitglieder des Arbeitsausschusses haben die Gegenstände, deren Besprechung im Arbeitsausschuß gewünscht wird, dem Vorsitzenden so rechtzeitig mitzuteilen, daß derselbe in der Lage ist, der Verwaltung die Tagesordnung der Sitzung des Arbeitsausschusses eine Woche vor dem Zusammentritt desselben zu unterbreiten.

Die Direktion ist berechtigt, Gegenstände, deren Besprechung im Ausschuß sie wünscht, auf die Tagesordnung zu setzen.

Zwecks Besprechung der Gegenstände der Tagesordnung kann die Direktion ihrerseits nach Verlangen zu den Sitzungen entsenden, welche Stimmrecht nicht haben.

Einige Abstimmungen werden vom Vorsitzenden geleitet. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden. Der Ausschuß ist beschlußfähig, wenn der Vorsitzende bzw. sein Stellvertreter und mindestens drei Mitglieder oder deren Stellvertreter anwesend sind.

In den Bestimmungen über die Wahl des Ausschusses wird dann u. a. noch festgelegt, daß Wahlleiter der Bahnhofs- vorsteher und für die der technischen Abteilung unterstehenden Angestellten der Werkmeister der Hauptwerkstatt sind. Der Wahlleiter hat aus der Zahl der Wähler zwei Beisitzer hinzuzuziehen.

Es dürfte sich so leicht wohl kein zweiter Betrieb mit einem Arbeitersausschuß finden, dem solche Vorschriften über seine Tätigkeit gemacht werden, wie es sich die Magdeburger Straßenbahn erlaubt. Der Referent, Arbeiterssekretär Mößinger, war denn auch in der Lage, an zahlreichen Beispielen zu beweisen, daß die von der Magdeburger Straßenbahn herausgegebenen Bestimmungen den Angestellten so gut wie nichts geben. Wie sich die Tätigkeit des neugewählten Ausschusses nach diesen Bestimmungen gestalten wird, muß die Zukunft lehren.

In der sehr regen Diskussion wurden dann die zu wählenden Ausschußmitglieder und deren Stellvertreter in Vorschlag gebracht. Die Versammlung erklärte sich einstimmig mit den Vorschlägen einverstanden und verpflichtete sich, dafür einzutreten, diesen Kandidaten am Tage der Wahl zu einem glänzenden Siege zu verhelfen. Nachdem noch auf die „Bekanntmachung“ der Direktion und ihre darin enthaltenen Irrtümer hingewiesen worden war, trat Schluß der Versammlung ein.

Bevor die Versammlungsbesucher das Versammlungslokal betraten, wurden sie von den von der Direktion entsandten Kontrolleuren Siegmund, Kühne, Meßfeld und Post genau beobachtet. Die Passanten des Breiten Weges ergötzen sich sogar an der Diebstahlsfreudigkeit der Herren Kontrolleure. Wie lange wird die Direktion diese Bewachung noch fortsetzen? Kriminalbeamte wurden diesmal nicht bemerkt. —

— Zur Wäckerbewegung in den Orten Groß- und Klein- Otterleben sowie Brunnensiedel befindet sich in dieser Nummer ein Aufruf, das auch von den Parteimitgliedern und Gewerkschaftsgewerks in Magdeburg beobachtet werden muß, da ein Teil der Wähler der drei Orte ihr Hauptabgabegeld in Magdeburg haben. Ganz besonders verdient auch die Kantinen einiger größerer Fabriken von dort mit Protest vorzuziehen. —

— Vom Kaufmannsgericht in Magdeburg. Im Monat Dezember wurden insgesamt 29 Klagen erhoben. Erledigt wurden 19 Klagen, davon hatten einen Streitwert bis 20 Mark 19, über 20 bis 50 Mark 3, über 50 bis 100 Mark 8, über 100 bis 300 Mark 3 und über 300 Mark 4 Klagen. Erledigt wurden durch Veräußerungsteil 1 Klage, durch Vergleich 9, durch andre Einbuße 3, durch Zurücknahme 3 Klagen auf andre Art 1 Klage. Die Zahl der Beweisausschlüsse betrug 9. —

— Bevölkerungsbewegung. Nach Mitteilung des Statistischen Amtes der Stadt Magdeburg betrug in der Woche vom 15. bis 21. Januar 1911 die Zahl der Lebendgeborenen 70 männliche, 56 weibliche zusammen 126; Geborenen 43 männliche, 44 weibliche, zusammen 87; unterhalb der Stadt Umgezogene (nach den Zuzugsmeldungen) 350 männliche 343 weibliche zusammen 693; von auswärts Zugezogene 320 männliche 254 weibliche, zusammen 574; nach auswärts Fortgezogene 577 männliche 526 weibliche, zusammen 1103; mit unbekanntem Ziele Fortgezogene 260 männliche, 141 weibliche, zusammen 401; Ehescheidungen 23. —

# 1. Beilage zur Volksstimme.

Nr. 29.

Magdeburg, Freitag den 3. Februar 1911.

22. Jahrgang.

## Deutscher Reichstag.

119. Sitzung.

Berlin, 1. Februar, mittags 12 Uhr.

Am Bundesratsstisch: Wermuth.  
Die dritte Beratung des

### Reichswertzuwachssteuergesetzes.

Eine Reihe von Paragraphen wird nach den Kompromißanträgen Graf Westarp und Genossen angenommen.

Bei § 49, der dem Reich 50 Prozent, den Gemeinden 40 Prozent und den Bundesstaaten 10 Prozent des Ertrags der Steuer sichert, wiederholen die Sozialdemokraten ihren Antrag aus der zweiten Lesung, wonach den Gemeinden 60 Prozent gewährt werden soll und das Reich aus seinem Anteil jährlich 6 Millionen Mark für die Kriegsveteranen zu verwenden hat.

Abg. G ö h r e (Soz.): Wir halten es für unbedingt notwendig, den Gemeinden einen größeren Anteil an dem Ertrag der Steuer zu gewähren. Auch muß die Unterstützung der Veteranen gesetzlich festgelegt werden.

Abg. C u n o (Fortchr. Sp.) erklärt sich gegen den Antrag der Sozialdemokraten und begründet einen Antrag, bei der Verteilung des Anteils der Gemeinden an der Steuer zwischen Gemeinden und Gemeindevorständen durch die Landesgesetzgebung den Gemeinden über 2000 Einwohner 75 Prozent des Anteils zu belassen.

Abg. Dr. W e b e r (natl.): Der sozialdemokratische Antrag ist ganz unlogisch, da ja die Sozialdemokraten das ganze Gesetz ablehnen wollen.

Abg. G ö h r e (Soz.): Wenn Sie unsere Anträge annehmen, wird unsere Stellung zum Gesetz eine andre werden. Wir versuchen jetzt wieder, das Gesetz zu verbessern. Nehmen Sie also unseren Antrag an und warten Sie ab, wie wir uns dann zum Gesetz stellen werden. (Sehr richtig! b. d. Soz.)

Reichschatzsekretär W e r m u t h: Ich kann nur auf das Bestimmteste versichern, daß der Abbau des Umsatztempels nur durch die Annahme des Gesetzes möglich ist.

Abg. Dr. P o t t h o f f (Fortchr. Sp.): In den Abbau des Umsatztempels glaube ich nicht. Bis zum 1. Juli 1914 werden Verkäufe eintreten, die seine Aufhebung nicht erlauben.

Reichschatzsekretär W e r m u t h: Wenn Sie mir nicht glauben, so glauben Sie wenigstens der Tatsache, daß Sie mit der Ablehnung des Gesetzes und die Möglichkeit überhaupt nehmen, den erhöhten Umsatztempel zu beseitigen.

Die Anträge der Sozialdemokraten und des Abgeordneten Cuno werden abgelehnt.

§ 49 wird unverändert angenommen.

Bei § 49a, der den Gemeinden das Recht gibt, Zuschläge zu erheben, begründet

Abg. C u n o (Fortchr. Sp.) einen Antrag, bei dem Satz „die Zuschläge dürfen für die verschiedenen Grundstücksarten verschieden festgelegt werden“ einzuschalten: „... Grundstücksarten und nach der Dauer des für die Steuererhebung maßgebenden Zeitraums“. Der Antrag wird angenommen.

Die Sozialdemokraten beantragen, dem Gesetz einen neuen § 58 zuzufügen:

Mit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes tritt das Grundbesitzsteuer-Gesetz vom 15. Juli 1909 außer Kraft.

Abg. B r e h (Soz., mit orientativer Annahme vom schwarz-blauen Block empfangen): Der Steuerfreiheit der Landesfürsten haben Sie gestern 2 Stunden gewidmet, dem Versuch, das Elend der Grundbesitzer zu mildern, suchen Sie sich zu entziehen. (Sehr wahr! b. d. Soz.) Bei der zweiten Lesung sprach mein Parteifreund G ö h r e von der Not und dem Elend, die bei den Grundbesitzern eingetreten sind. Da erschollen rechts und aus der Mitte Rufe des Widerspruches. Inzwischen haben aber die Fabrikanten selbst auf ihrer Generalversammlung den traurigen Zustand der Industrie geschildert. Wenn ein Steuergesetz solche Not verursacht, ist es die Pflicht der gesetzgebenden Faktoren, so

schleunigt als möglich eine Aenderung herbeizuführen. Unser Antrag zeigt den Weg dazu. Die Selbsthilfe der Fabrikanten hat versagt, ebenso die zum Schutze der Industrie in das Gesetz aufgenommenen Bestimmungen — den Schutz der Arbeiter hat das Gesetz überhaupt außer acht gelassen. (Wie gewöhnlich! b. d. Soz.) Eine Statistik über 34 Betriebe der Gasse aller Betriebe mit der Mehrzahl der Arbeiter ergab, daß schon im letzten Quartal 1909 22 Betriebe die Fabrikation einschränkten und die Arbeiter mit Ausnahme „beglückten“, die Arbeiter erlitten eine Einbuße von 174 Arbeitsstunden und 805 Arbeiter wurden überhaupt entlassen. Im Jahre 1910 stieg die Zahl der Betriebe, welche die Arbeitszeit einschränkten, um weitere 3, und weitere 978 Arbeiter wurden entlassen, im ganzen wurden also 1783 Arbeiter arbeitslos als Opfer der Zinswarensteuer.

eine ganze ungeheure Zahl im Vergleich zur Zahl der Beschäftigten. Sie müssen es uns als Verdienst anrechnen, wenn wir im Interesse der in Not und Elend gestochenen Arbeiter und im Interesse der Industrie die fürchterlichen Folgen dieser Steuer zu beseitigen versuchen. (Sehr richtig! b. d. Soz.) Auch in diesem Jahre waren wieder mehrere große Fabriken gezwungen, den Betrieb einzustellen. Ich frage, was will der schwarzblaue Block und was will die Regierung tun zur Unterstützung der Opfer ihrer Finanzreform. Sie sprachen von einer Besteuerung auch der Ersatzmittel der Zinswaren. Dadurch würde das Uebel nicht beseitigt, sondern vermehrt. (Sehr wahr! b. d. Soz.) Durch die Besteuerung von Feuer und Licht ist Deutschland in den Ruf gekommen, die Finsternis und die dunkeln Mächte zu schützen und zu heben. Die Annahme meines Antrags liegt also im Interesse des Reiches, im Interesse der Industrie und im Interesse der Arbeiter. (Bravo! b. d. Soz.)

Der sozialdemokratische Antrag wird abgelehnt. In namentlicher Abstimmung wird das ganze Gesetz mit 199 gegen 93 Stimmen bei 20 Stimmenthaltungen angenommen.

Es folgt die Fortsetzung der vorgestern abgebrochenen Beratung über die Petitionen betr. Abänderung des Impfgesetzes und

### Aufhebung des Impfwanges.

Abg. S a c h s e (Soz.): Wenn die Verteidiger des Impfwanges sich ihrer Sache so sicher wären, wenn wirklich die Wissenschaft ihr letztes Wort in dieser Sache gesprochen hätte, so brauchten die Herren von der Regierung und der Kollege Dr. Arning nicht den herausfordernden, beleidigenden, beschimpfenden Ton gegen die Impfgegner anzuschlagen, wie sie ihn neulich angeschlagen haben. Mit Recht protestieren die Impfgegner dagegen, daß man fortwährend ihre Bestrebungen verächtlich.

Herr Kollege Arning tat sich sehr viel zugute auf seine Eigenschaft als Sachverständiger und war mit Zahlen außerordentlich freigebig. Aber er weiß doch, daß man aus Zahlen alles mögliche herausziehen kann. (Zustimmung.) So muß er denn anderen Leuten schon erlauben, aber Resultate aus seinen Zahlen herauszulesen. Die impfgegnerische Bewegung würde nicht diesen Umfang angenommen haben, wenn nicht erweislich zahlreiche Fälle schwerer Schädigung durch die Impfung sich ergeben hätten. (Sehr richtig! b. d. Impfgegnern.) Männer der Wissenschaft, anerkannte medizinische Autoritäten, Stabsärzte, Professore, Ärzte stehen an der Spitze der impfgegnerischen Bewegung. Und da wagt man es, diese Bewegung als eine verbrecherische hinzustellen! In die Verurteilung dieser Art der Kampfmethode können doch auch Anhänger des Impfwanges einstimmen, wenn der Fanatismus sie nicht völlig verblendet. (Lebh. Zust. a. versch. Seiten.)

Ein volles Glas hat die Impfung z. B. in Japan erzielt. Das gibt den Ärzten recht, die darauf hinweisen, daß die Besserung der Wohnungsverhältnisse, die Verbreitung besserer hygienischer Grundzüge, die wir in erster Linie den Naturheilvereinen verdanken, jedenfalls mehr zur Verhütung der Pocken beigetragen haben als die Impfung. Wohl verstanden, es sind selbst Impfanhänger, die unter dem erdrückenden Ge nicht des vorliegenden Materials zu dieser Folgerung gelangt sind. (Hört, hört!) Die

Naturheilvereine will ich bei dieser Gelegenheit zu erwähnen nicht vergessen; diese haben sich ganz besondere Verdienste um die Vermehrung der Pocken erworben. Sie sind es vielfach gewesen, die es erreicht haben, daß auch in sehr kleinen Gemeinden öffentliche Pockenerrichtungen wurden. Schon dieses große Verdienst sollte sie vor Verdächtigungen und Verleumdungen bewahren. (Lebhafte sehr richtig!)

Die Abnahme der Pocken ist wie die Abnahme der Pest im wesentlichen auf die Fortschritte zurückzuführen, die die Reinlichkeit gemacht hat. Daß Europa so lange von der Pest verschont geblieben ist, ist ebenfalls hierauf zurückzuführen. Es wird jetzt im Hinblick auf das Auftreten der Pest in Ostasien auch

### die Schutzimpfung gegen die Pest

gefordert. Hossentlich verfährt man nicht wieder in den Fehler, einen neuen Impfwang einzuführen. Aus allen diesen Gründen bitten wir um Annahme unseres Antrags, daß wenigstens die Teile der einschlägigen Petitionen, die um Aufhebung des Impfwanges bitten, dem Reichskanzler zur Berücksichtigung überwiesen werden. Wir wollen selbstredend kein Verbot der Impfung, wir wollen nur die Beseitigung des Gewissenszwanges. (Sehr richtig! b. d. Impfgegnern.) Wir akzeptieren aber auch den Zusatzantrag der Herren von Damm u. Gen., wonach auch die Petitionen zur Berücksichtigung überwiesen werden sollen, welche eine staatliche Entschädigung der durch die Impfung Geschädigten verlangen. Der Kollege Pfeiffer hat hier von einem Beamten des Polizeipräsidiums gesprochen, der geäußert habe,

Die Eltern müßten in Ketten gelegt werden,

die ihre Kinder der Impfung entziehen. (Lebhafte hört, hört!) Ich kenne den Herrn nicht, der so gesprochen haben soll. Das aber muß ich sagen: Wenn sich wirklich Polizisten finden sollten, die Leute aus diesem Grunde in Ketten legen, so stehen diese Polizisten beinahe

auf gleicher Stufe mit dem Gendarmen Münter,

der, wie sich jetzt unzweifelhaft herausstellt, unschuldige Leute ins Zuchthaus gebracht hat (Lebhafte sehr wahr! b. d. Soz.) und den man ohne Hebertreibung einen der größten Lumpen nennen darf, die je existiert haben. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.)

Ich bitte nochmals, unsern Antrag stattzugeben, der einen unerträglichen Gewissensdruck beseitigen will. (Lebhafte Beifall b. d. Impfgegnern.)

Ein Regierungskommissar erklärt, daß nach wiederholten Gerichtsentscheidungen unstrittig der Polizei das Recht zustehe, ev. physischen Zwang anzuwenden. Es sei aber durchaus nicht glaubhaft, daß ein Beamter des Polizeipräsidiums gedroht habe, Ketten anzulegen. (Abg. Pfeiffer (Str.) ruft erregt: Und das Wort ist doch gefallen! Vielfache hört, hört!)

Abg. von Damm (Wirtsch. Bg.) tritt für den Antrag Sachse-Geering (Aberweisung zur Berücksichtigung) und den von ihm gestellten Zusatzantrag (Entschädigung der durch Impfung Geschädigten) ein. Der Reichstag habe seinerzeit kein Zwangsgesetz schaffen wollen. Das Oberverwaltungsgericht aber hat sich für die Zulässigkeit des Zwanges entschieden. Dadurch seien unerträgliche Gewissenskonflikte heraufbeschworen worden. (Lebhafte Zustimmung b. d. Impfgegnern.)

Abg. G o r m a n n (Fortchr. Sp.): Die hart umstrittene Frage der Impfung bedarf auf jeden Fall einer gründlichen objektiven Nachprüfung. Persönlich bin ich für Aufrechterhaltung des Impfwanges, aber ich mißbillige durchaus die argen politischen Hebertreibe. Vielleicht kann das Impfgesetz so gemildert werden, daß eine Gewissensklause eingefügt wird, wonach die Kinder der Personen, die die Impfung nicht vor ihrem Gewissen verantworten können, vom Impfwang befreit werden.

Abg. Dr. F a h n e r (Str.) begründet einen Antrag, der hauptsächlich die Einfügung der Gewissensklause ins Impfgesetz, ev. die Einfügung einer aus Impffreunden und Impfgegnern zu gleichen Teilen bestehenden Kommission zur Prüfung des Impfwanges fordert.

## Stadt-Theater.

Magdeburg, 1. Februar 1911.

**Hygiene auf Lauris.** Für die aus dem Magdeburger Theaterverband scheidende Gertrude Wifela Gamella sucht die Direktion Ersatz, und so stand denn wieder ein Gast, L i j a B r o d a, auf den Brettern. In dem Goethe'schen Schauspiel, dessen Handlung — wenn man von solcher überhaupt sprechen kann — ganz aufs Innerliche gestellt ist, können die Künstler zeigen, ob sie Seele haben. Denn das löbende Wort allein, die reine Vortragskunst, die schöne Geste, reichen nicht aus, um das Publikum zu fesseln. Von der Künstlerin kann man sagen, daß sie reise Vortragskunst mit starker Innlichkeit bereinigt. Dazu gesellen sich gute Figur und angenehme Gesichtszüge. Den Dreiß gab wieder Hans Mühlhofer, erschlitternd in der Wahnsinnszene, frei und edel nach der Erlösung aus dem Banne der Eumeniden. Phlades wurde von Karl Haeblerlein, König Thoas von Bernhard Wenkhaus und Arcas von Heinrich Vogeler gegeben. Warmherzige Töne fand nur der legerere. Da aber selbst der Dichter nie eine Aufführung zu sehen bekam, die ganz seinen Anforderungen entsprach, so werden wir Nachgeborenen uns auch mit dem Unzulänglichen abfinden können.

## Volkskonzert.

Magdeburg, 1. Februar.

Im „Hofjäger“ fand unter Musikdirektor Krug-Waldfee's Leitung ein Volkskonzert des städtischen Orchesters statt. Das Programm unterrichtete drei Teile, in denen je deutsche, russische und französische Komponisten zu Worte kamen. Schon in dieser Reihenfolge lag insofern eine Charakteristik der Musik der verschiedenen Völker, als man die Franzosen in den Schlüssen des Programms gestellt hatte, wo gewöhnlich die geräuschvollste und rhythmisch lebhafteste Musik Aufnahme findet. Man erinnere sich des sogenannten „Rauschmehrs“, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß der Fantase aus Witzes „Garmen“ diese Aufgabe hier zufallen sollte. Im ganzen Teile blieb aber das leicht bewegliche, pridelnde und lebensprühende Moment unberücksichtigt. Das rein Lyrische drängt der Franzose ohnedies gern zurück und behilft sich unter Umständen sogar mit Tanzrhythmen (wie der Italiener) wo nach unserer Auffassung das Getragene Bedingende sein müßte. Der Russe dagegen — das Programm hatte leider nur zwei Vertreter russischer Musik aufgefunden — bevorzugt, solange er nicht kopiert wie Schostakowitsch in seinen Sätzen aus der „Kufnacker-Suite“, den schweren getragenen Stil nebst jahrelangem leichten Sätzen. Die russische musikalische Phrasie lobert auf, um schnell wieder zusammenzukommen in dumpfen Verhüllen, in eine stube, trostlose Stimmung. Ein sehr treffendes Beispiel hierfür ist die Mephistophele von Borodin. Schostakowitsch's Duette sollen sie fast zwar in vielen Punkten den russischen Musiktypus unerkennbar, aber doch ist es mehr ein Werk in klassischem (internationalem) Musikstil. Bei den deutschen Komponisten mußte man auch neben Weber, Schubert und Wagner Paul Geisler

mit einem kleinen Exempelchen über sich ergehen lassen. Aber so tolerant wie wir nun einmal sind, freute uns die Freischütz-Duette mit ihrem rein klassischen Stil und Schubert's volkstümliche deutsche Tänze ganz besonders. „Siegfrieds Rheinfahrt“ von Wagner bildete einen guten Abschluß für diesen Teil. Das Konzert fand in allen seinen Nummern lebhaften Beifall. —

## Sieder zur Laute.

Magdeburg, 1. Februar.

Astrid Jordan sang in der „Freundschaft“ Sieder zur Laute. Sie hat sich dasselbe Ziel gestellt, wie Scholander und Nothe, welche mit alten schwedischen und deutschen Instrumenten den Volksliederschatz dem großen Publikum in Tönen wieder zuführen wollen. Die Wege zu diesem Ziele sind so verschieden, wieviel Sängern an die Aufgabe herangetreten sind. Auch Astrid Jordan geht ihren eigenen Weg, wenigstens glaubt sie ihn zu gehen, wie das Programm erweist. Doch kommt dieses in bezug auf seinen literarischen Wert nicht weit über den Bildungsstoff eines mit jug. besserer Schulbildung behafteten Zuhörers hinaus. Ausnahmen bilden die uns weniger bekannten französischen, schwedischen und norwegischen Sieder. Die Art ihres Vortrags ließ freilich noch manchen berechtigten Wunsch offen. Von allem fehlte das bei Volksliedern unerlässliche Ungebundene, der Schall im Rhythmus, die Klarheit des Vortrags. Das rein Lyrische lag ihr dagegen recht gut. Eine mehr künstlerische Handhabung der Laute würde die Wirkung auch noch bedeutend heben. — Grote.

## Konzert.

Magdeburg, 31. Januar 1911.

Frau Emilie Heinemann aus Bremen gab in Gemeinschaft mit Fräulein Emma Hofmann und Professor Kauffmann im Stadtmusikhaus ein Konzert, für das ein sorgfältig gewähltes Programm zusammengestellt war. Der Alt der Bremer Sängerin entwickelte sich als ein blühender Mezzosopran ohne irgendwelche Milderung, aber von schöner Schulung und aus reichender Stärke. In der Mittellage hat die Stimme einen seltenen Wohlklang. Einige Verlangenheit war wohl die Ursache, weshalb die zuerst gesungenen Schubert- und Schumann-Lieder meist und leidenschaftslos blieben. Für Wahms hat die Sängerin viel übrig. Die „Aeolsharfe“ war eine sehr respektable Leistung. Und den Modernen ist sie nicht abhold, wie Wolfs „Freund“ zeigte. Den instrumentalen Teil des Programms bestritten Fräulein Emma Hofmann und Professor Kauffmann, zunächst Fräulein Hofmann allein mit gut gespielter Soli von Liszt und Brahms, welche ich schon früher in einer Besprechung erwähnte. Eine vorzügliche Leistung war die von beiden Künstlern gespielte Mozart-Sonate in D-Dur für zwei Klaviere. Mozart in unverfälschter Form ist heute ein seltener Genuß im Konzertsaal. Und hier wurde er so gebohen. — Grote.

## Musikalische Streifzüge.

LXXXIV.

Nachdruck verboten.

Mit Angelo Neumann, der um die Jahreswende im Alter von 73 Jahren in Prag, wo er als Leiter des Deutschen Theaters seit vielen Jahren wirkte, gestorben ist, ging der tüchtigste und erfolgreichste Geschäftsträger Richard Wagner's dahin. Neumann brachte schon in Wien, wo er im Verband der Hofoper als ziemlich durchschnittlicher Sänger tätig war, dem Meister der 1872 dort die Aufführung seines „Tristan“ betriebe (die nach 50 Klavierproben dann doch als „unmöglich“ am ersten österreichischen Kunstinstitut wieder abgesetzt werden mußte!) entscheidende Verheerung entgegen. Als er dann 1876, im großen „Nibelungenjahr“ mit August Jörster die Leitung der Leipziger Stadttheater übernahm, war es sein glücklicher „Lebensgedanke“, von Wagner das Recht zu erbiten, europäische Kunstfreunde mit dem Nibelungenring zu machen. Wegener, dem Neumann glänzende Bedingungen machte, willigte ein und so führte Angelo Neumann als Wagner-Intendant die „Ring“ mit Sacher an Dirigentenpult von Leipzig nach Berlin (hier galt es einen Berg von Schwierigkeiten und bürokratischen Intrigen zu überwinden), nach Hamburg, Hannover, Bremen, nach Holland und Belgien, nach Süddeutschland, nach Italien, Österreich, ja nach Russland. Er brachte mit einem ausgezeichneten Ensemble, in dem Sterne wie die Reichers-Kindermann, die Sadze-Hofmeister, Moja Sudek, Schaller glänzten, überall würdige Aufführungen zustande, und so war ein gut Teil an dem glänzenden Erringen des Weltfestes, den die Wagnerfische in den vier Jahren nach heißen Kämpfen an sich riß, dem tüchtigsten Kunstmann und Theatermann Neumann zu danken, der nach vollbrachten Wagner-Triumphen die Leitung des Prager Deutschen Landestheaters übernahm und von 1895 bis zu seinem Tode diese Bühne mit hervorragendem künstlerischen Gelingen zur Pflegstätte weltlicher Kunst in Böhmen erhob.

Zu den sensationellsten Kunstereignissen unserer Zeit pflegt man Richard-Strauß-Premiere zu zählen. Der Autor, nicht minder geschäftstüchtig wie sein Verleger Fürstner in Berlin, sorgte mit allen Mitteln einer oft strapaziösen Kellame, für die ihnen die im Falle Strauß ganz kritiklose bürgerliche Presse erteiltwillig Vorparadise leistet, dafür, daß Monate vorher er geduldige Zeitungsläser beim Morgenkaffee fast täglich eine Loiz über die neue Strauß-Oper findet. So war's bei der „Salome“, im verstärkten Maße bei der „Elektra“-Premiere in Dresden und in einer an amerikanischen Barium-Gumbig grenzenden Weise jetzt bei der Uraufführung des „Mojstbatalier“, die ebenfalls in Dresden schon von Sipel gelassen ist, wenn diese beiden in Druck gehen. Einen neuen unehelichen Trick hat das ungleiche Paar Strauß-Fürstner gefunden in der geplanten Kritiker-Überprüfung, die allerdings dank dem energischen Widerstand der Dresdener Musikkritik ins Wasser fiel. Denn so wichtig auch der Einfluß Straußens ist, der den deutschen Hoftheatern ohne Widerstand zu finden seine Bedingungen diktiert („in seiner Person sei der gesamte Interessenskreis der deutschen Komponisten vertreten“, jagen seine Freunde), so sehr auch der Graf Seebach, Dresden



# 2. Beilage zur Volksstimme.

Nr. 29.

Magdeburg, Freitag den 3. Februar 1911.

22. Jahrgang.

## Essener Meineidsprozess.

Abdruck verboten.

Hg. Essen, 1. Februar.

Dritter Tag.

In der Mittwochsitzung wird die Vernehmung der Zeugen fortgesetzt. Bert. Niemeyer: Es ist mir eine große Zahl Briefe zugegangen, in denen mir weitere Fälle der angeblichen Verleitung zum Meineid durch Münter mitgeteilt werden. Ja auch von falschen Eiden die Münter geschworen haben soll. Ich will in dieser Richtung jetzt noch keinen Antrag stellen, sondern warte die Stellung der Staatsanwaltschaft ab. Ein Brief ist aber jetzt schon von Bedeutung. In ihm befindet sich die Mitteilung, daß Münter, als er sich einmal in vertrautem Kreise glaubte, zugegeben hat, er habe damals Schröder

einen Stoß ins Genick gegeben,

daß er genug hatte. Ich benenne hierfür den Tapeziermeister Frank aus Charlottenburg als Zeugen. — Erster Staatsanwalt Eger: Ich stelle anheim, die Ladung zu beschließen. — Zeuge Frank wird für Freitag geladen. — Zeuge Landtagsabgeordneter Brill (Wier) hatte den Vorsitz in der Bauhauser Versammlung und kündet: Ich hatte für den 3. Februar 1895 drei christliche Bergarbeiterversammlungen einberufen. Freie Diskussion wurde nicht zugelassen. Aus dieser Form der Einberufung sollten die Sozialdemokraten entnehmen, daß sie bei uns nichts zu suchen hätten und daß wir eine reinliche Scheidung der Geister vornehmen wollten. Eine hermetische Abschließung gegen sozialdemokratische Besucher hielt ich nicht für notwendig, schon um uns nicht dem Vorwurf der Freigabe auszusetzen. Ich teilte jedoch der Ortspolizeiverwaltung mit, daß ich auch im Saale mehr als zwei Polizeibeamte dulden würde und daß ich auf Grund früherer Erfahrungen bitten müßte, in der Nähe die notwendigen Polizeikräfte bereitzustellen. Ich sah Schröder in der Versammlung, der sofort uns den Vorwurf der Freigabe machte. Ich verweigerte es ihm, nachdem ich mich in Oberhausen privatim zu Schröder gesetzt hatte: „Nun, hallo! Ihr eure Versammlungen ab und laßt uns unsere Versammlungen abhalten. Aus dem Diskutieren kommt doch nichts heraus!“ Als ich mir Neben beginnen wollte, ertönten laute Zwischenrufe. Ich mußte die Versammlung vertagen. Den neben mir stehenden Genarmen Münter hat ich um Unterstützung. Ich ging zu Schröder und sagte ihm, er solle hinausgehen. Schröder jagte er wolle nur sein Bier austrinken. Das ließ ich zu. Ich ging um Vorstandsmitglied zurück, als ich Münter hinter mir sah. Was weiter zwischen Münter und Schröder passiert ist, habe ich nicht gesehen. Ich habe nur gesehen, daß Münter mit Schröder zur Tür ging.

Bert. Niemeyer: Sie sind ja ein entschiedener politischer Gegner des Angeklagten Schröder. Halten Sie ihn für einen reinlichen Schwärzer? — Vorf.: Das ist doch ein Urteil. Wenn Staatsanwalt Martell ein Urteil abgibt, dann widersprechen Sie. — Bert. Niemeyer: Der Zeuge soll als Leumundzeuge darüber befragt werden. — Zeuge Brühl: Ich bin nicht in der Lage, darüber etwas zu sagen, denn ich kannte Schröder damals erst einige Tage.

Es folgt nunmehr die Vernehmung der Zeugen, die über den Vorgang in der Bauhauser Versammlung zwischen Münter und Schröder selbst aussagen sollen.

Zeuge Bergmann Keller hat deutlich gesehen, daß Schröder infolge des Münterschen Stoßes stolperte und zu Boden fiel und daß Münter ihm, als er sich erheben wollte, einen zweiten Stoß verjagte. Zeuge Maurer Gerlach hat gesehen, wie Schröder dem hinter ihm gehenden Münter aus dem Saale hinausgedrängt wurde. Um die beiden sammelte sich dann eine Gruppe Menschen, so daß der Zeuge von dem Vorfall zwischen Münter und Schröder nichts weiter sehen konnte. Es drängte alles zur Tür. — Staatsanwalt Pfaffe: Früher hat der Zeuge nicht von Hinausgedrängt, sondern von Hinausgeschmeißt gesprochen. Es

besteht aber ein großer Unterschied zwischen Stoßen und Schmeißen. — Ein Geschworener: Wenn ich eine Erklärung abgeben darf; nach meiner Meinung ist Schmeißen viel mehr als Stoßen. Beim Hinausgeschmeißen geht alles Hals über Kopf. — Vorf.: Wir sind noch in der Beweisaufnahme. Es geht nicht, daß sie eine solche Erklärung abgeben. — Zeuge Maschinski Seidling hat von dem Münterschen Stoße nichts beobachtet, er gibt aber die Möglichkeit, daß er es übersehen hat, zu. — Vorf.: Nach dem früheren Protokoll haben Sie gesagt, daß Schröder auf dem Rücken gelegen habe. — Zeuge: Davon habe ich keine Erinnerung mehr, ich glaube aber, mich zu erinnern, daß Schröder in gebückter Stellung zur Tür hinausging. — Es wird dann festgestellt, daß der Zeuge in einem Gerichtsprotokoll, das ihm aber nicht vorgelesen worden ist, gesagt hat: Münter hat Schröder nicht zu Boden gestoßen. Dann hat Zeuge vor dem Untersuchungsrichter die von Dr. Niemeyer angeführte und von ihm feinerzeit genehmigte Aussage gemacht. — Vorf.: Haben Sie gehört, was in den Protokollen steht? Sie haben damals gesagt, daß Sie keine Vorstellung hätten, ob Schröder von Münter gestoßen worden sei oder nicht, während Sie es heute mehr als unwahrscheinlich bezeichnen. — Zeuge: Das ist heute so meine Vorstellung. — Bert. Niemeyer: Hat der Zeuge eine Vorstellung, wie es kam, daß er von Münter oder dem Polizeikommissar Brodmeyer als Zeuge benannt worden ist? — Zeuge: Nein.

Zeuge Bergmann Kästen erklärt, daß er jetzt keine rechte Erinnerung mehr habe und sich auf seine Aussage von 1895 beziehen müsse. Auf weiteres Befragen gibt der Zeuge an, daß er sich noch erinnere, daß Schröder zu Boden gefallen sei und daß es durch einen Stoß geschehen sei.

Der Stoß könne nur von Münter hergerührt haben, da dieser allein neben Schröder stand. Münter habe auch gesagt, Schröder solle machen, daß er hinauskomme. Dann kam gleich das Hinfallen. — Vorf.: Damals haben Sie nach dem Protokoll gesagt, daß Sie gesehen haben, daß Münter dem Schröder einen Stoß verjagte und daß Schröder davon hingefallen sei. — Zeuge: Ich habe damals nach meinem besten Wissen ausgesagt, heute habe ich keine bestimmte Erinnerung mehr.

Zeuge Schneider Paul war als Neugieriger in der Versammlung, er hatte kein Interesse an der Streite der beiden Bergarbeiterorganisationen. Der Zeuge hat gesehen, wie Schröder, den er damals noch nicht kannte, an die Kasse trat und wie Münter dicht hinter ihm war. Als Schröder an die Kasse gekommen war, sei er sofort hingefallen. — Vorf.: Wodurch? — Zeuge: Er kann von selbst hingefallen sein, es kann auch Münter so dicht an ihn herangetreten sein, daß er hinfiel. Ob Münter ihn gestoßen hat, könne er nicht sagen. Daß Schröder nach ein zweites Mal gefallen sei, habe er nicht gesehen. Auf weiteres Befragen erklärt dann der Zeuge: Wenn Münter den Schröder in den Rücken gestoßen hätte, hätte ich es sehen müssen. — Es wird dann die frühere Aussage des Zeugen verlesen des Inhalts: Münter trat energisch an Schröder heran, so daß dieser stürzte. Münter hat ihn aber nicht gepackt oder gestoßen. — Zeuge: Ja, diese Aussage halte ich jetzt noch aufrecht.

Zeuge Bergmann Kozłowski hat früher ausgesagt, daß er von seinem Platz aus gesehen habe, wie der lange Genarm Schröder im Rücken gepackt hatte. Er habe das deutlich beobachtet. Er sei kein Sozialdemokrat, sondern Katholik. Heute kann sich der Zeuge auf nichts mehr besinnen.

Zeuge Bergmann Misjoli: Als Schröder an den Kassentisch herantrat, packte ihn der Genarm. Schröder fiel hin, erhob sich zu zwei Dritteln, in dem Moment griff der Genarm wieder nach ihm, so daß Schröder wiederum hinfiel.

Zeuge Cielski ist Bergmann. Er hat die Bauhauser Versammlung besucht, um dem christlichen Verband beizutreten. Von zwei Stößen Münters hat Zeuge nichts gesehen. Wahrscheinlich ist Schröder gestoßen, vielleicht hat Münter ihn auch mit dem

Bauche berührt, aber mit der Hand hat er ihn nicht gefaßt. — Vorf.: Haben Sie denn auf die Handbewegungen des Genarmen geachtet? — Zeuge: Ich sah ihn, weil ich neugierig war, wie der Vorfall sich abspielen würde. — Vorf.: War Ihr Blick frei, konnten Sie Schröder ganz sehen vom Kopfe bis zu den Füßen? — Zeuge: Nein, nur den Oberkörper. — Staatsanw. Pfaffe: Also hätten Sie die Handbewegungen Münters sehen müssen? — Vorf.: „Müssen?“ ist eine schwere Frage. — Staatsanw. Pfaffe: Früher aber hat der Zeuge das gesagt. — Bert. Niemeyer: In einem vom Zeugen genehmigten Protokoll? — Vorf.: Nein. Zeuge Bergmann Wehrmann: Münter hat Schröder mit dem Körper gestoßen. Von Münters Hand habe ich nichts gesehen, aber Schröder ist gestoßen worden. Mir ist so, als ob Münter auch seine Hand im Spiele hatte.

Zeuge Bergmann Ceiffa schildert, daß Münter zweimal mit je einer Armbewegung Schröder zu Boden stieß. — Vorf.: Haben Sie die Armbewegungen genau gesehen? — Zeuge: Ja.

Zeuge Schneidermeister Koll hat die Bauhauser Versammlung besucht. — Vorf.: Sie sind doch aber gar kein Bergarbeiter. — Zeuge: Es kostete ja nur 10 Pf. (Heiterkeit). — Vorf.: Kannten Sie Schröder? — Zeuge: Nein, ich wollte ihn in der Versammlung erst kennen lernen. — Vorf.: Was wissen Sie nun von der Versammlung? — Zeuge: Es sollte ein Verein gegründet werden, aber es ging alles so rasch. — Vorf.: Ein kurzes Vergnügen für 10 Pf. (Heiterkeit). Haben Sie gesehen, daß Schröder hinausging? — Zeuge: Ja, er ging ganz anständig hinaus, der Genarm war ihm auf den Rücken. Plötzlich sah ich Schröder nicht mehr, er mußte also zu Boden gefallen sein. — Vorf.: Früher haben Sie viel bestimmtere Angaben gemacht. — Zeuge: Es ist jetzt zu lange her.

Nächster Zeuge ist der frühere Polizeifergeant Jensen. Er gehört zu den Polizeibeamten, die auf Ersuchen des Versammlungsvorstandes Brühl im Hause des Versammlungstotals bereitgehalten wurden. — Vorf.: In der Versammlung waren Sie überhaupt nicht? — Zeuge: Nein, ich stand draußen vor der Tür, es lag gerade Schnee. Auf einmal gelangte Schröder aus dem Lokal noch in halb gebückter Stellung auf die Straße. — Angekl. Schröder: Ich büdte mich, um mir im Schnee die Hände zu waschen.

Hierauf wird die Weiterbehandlung auf Freitag vertagt. —

## Provinz und Umgegend.

Wahlkreis Okerleben-Halberstadt-Wernigerode.

Parteienoffenen, Parteienoffenen!

In dieser und der nächsten Woche finden in der im Insuperat der heutigen Nummer festgesetzten Reihenfolge in den Orten Halberstadt, Wernigerode, Osterwieck, Okerleben und Hornhausen öffentliche Versammlungen statt, in denen die Genossen Wilhelmine Kähler (Berlin) über das Thema „Arbeiterhaushalt und Steuerlast“ referieren wird. In allen Orten muß dafür gesorgt werden, daß die Versammlungen einen guten Besuch anwerben. Insbesondere gilt es, die Arbeiterfrauen, für die in erster Linie die Abhaltung der Versammlungen erfolgt, zu zahlreichem Besuch zu veranlassen. Die Kührigkeit unserer Gegner, die mit Hochdruck für ihren Besitzstand arbeiten und die dabei alle Mittel zur Anwendung bringen, muß für die Parteimitglieder in allen Orten der Ansporn sein, in unermüdlicher Agitationsarbeit für unsere Sache zu wirken. Sorgt deshalb überall für einen Massenbesuch der Versammlungen.

Der Kreisvorstand.

Diesdorf, 2. Februar. (Eine Gemeindevertreter-Sitzung) findet am 3. Februar, abends 8 Uhr, mit folgender Tagesordnung statt: Vaugetuch des Maurers Herrn Hermann Gröbke; Vorbesprechung über den Besanischlag für 1911. —

## Flammen.

(Abdruck verboten.)

Roman von Wilhelm Hegeler.

(31. Fortsetzung.)

„Kloppte, und der junge von Sellen trat ein. Grabaus sprang auf.“

„Nun, schon gestiefelt und gespornet?“

„Ja. So weite Wege lassen sich schwer abhaken. Und ich wollte lieber zu früh als zu spät kommen. Aber bewilligen Sie sich, bitte, nicht. Wir haben noch Zeit genug.“

Er legte den Mantel ab, und da die beiden Rohrstuhl mit Kleidungsstücken und Büchern bedeckt waren, setzte er sich bequem auf den Bettrand. Die wenigen Tage hatten ihn schon verändert. Sein Gesicht sah förmlich aufgeblüht aus und zeigte besonders jetzt, nachdem er sich den ganzen Tag in den Parken von Potsdam umhergetrieben hatte, die reinsten Farben.

„Na,“ fragte Grabaus, „wie fühlen Sie sich denn im Grad? Ist das nicht ein bißchen ungewohnt?“

„Ungewohnt und — ach Gott, was sind wir Menschen doch für Scheinwesen. Ich stehe nun mit meiner Wirtin so intim, gebore förmlich zur Familie. Jeden Morgen kommt sie zu mir herein, räumt auf, klagt ihr Leid, fragt mich um Rat. Als ich krank war, hat sie mich gepflegt. Und ihre Kinder — na, die betrachten meine Bude einfach als ihr Reich spielen da, bringen sich Besuch mit, klettern auf mir herum. Aber heute. . . Ehe ich ging, wollte ich noch was essen und schlafen. Die Wirtin kommt herein. Aber wie sie mich im Grad sieht, stellt sie förmlich erschrocken die Lampe auf den Tisch. Das Kleinsten läuft mir entgegen, aber die älteste Schwester weist sie zurück. „Bitte verrückt, willst du'n Herrn schmüßig machen?“ sagt sie. Sonst war ich immer der Anker, jetzt wurde ich plötzlich der Herr. Was aber das Mümmste war, ich selbst sah sie in diesem Moment mit andern Augen an. Nie waren mir die armen Würmchen so schmüßig und verwahrloht vorgekommen. — Ich hab mich geschämt, hinterher.“

„So ist der Mensch. Wir werden immer ein wenig, was wir scheinen. — Aber hören Sie mal, ich habe mich da weiten lassen, mir so ein neumodisches Ding von Krawatte zu kaufen, einen Selbstbinder. Kennen Sie sich mit dem Zeug aus?“

„Das habe ich, Gott sei Dank, noch auf der Schule gelernt,“ erwiderte Wolf lachend. „Wenn Sie erlauben — halten Sie bitte mal den Kopf hoch!“

Nach allen Regeln der Kunst band er ihm die Krawatte um, worauf Grabaus sich recht ermutigt ein letztes Mal im Spiegel bejah. Da es in der Lat noch ziemlich früh war, bestellte er eine Flasche Wein und ein paar Butterbrote. Während sie sich stärkten, geriet ihr Gespräch in Nu auf Dinge, die weltweit von dem ablagen, was sie heute abend vorhatten. Als Wolf dann nach der Uhr sah, war eine Stunde vergangen, und war es höchste Zeit. Sie zogen schon die Mäntel an, da sagte Grabaus:

„Wie wär's, wenn wir überhaupt nicht hingingen? Wir suchen uns irgendein stilles Lokal und plaudern da gemütlich weiter?“

„Aber — ich habe meiner Schwester versprochen zu kommen und dann — möchte ich auch gerne Fräulein Thön wiedersehen.“

„Kommt die denn auch hin?“

„Sie sagte wenigstens —“

„D dann!“ lachte Grabaus.

„Ach es ist nur — wir sprachen doch an dem Abend über Grillparzer. Und da ist mir noch etwas eingefallen, was ich ihr gerne sagen möchte.“

„Kommen Sie! Kommen Sie! Uebrigens war's nur Scherz, wir gehen natürlich hin.“

Schnell eilten sie die Straße hinunter und schwangen sich dann in eine Pferdebahn.

Stattliche, höchst dekorative und würdige Diener nahmen ihnen am Eingang des Reichstags die Karten ab. Die Garderobenschränke waren bereits überfüllt.

„Hat's schon angefangen?“ fragte Grabaus.

„Nein, aber es muß gleich beginnen,“ erwiderte die Garderobensfrau.

Klopfenden Herzens eilten die beiden die Treppe hinauf. Leuchtend weiß lag die Wandelhalle vor ihnen mit den Marmorsäulen und Wänden. Das Gemimmel der Menschen verschwand fast in diesem gewaltigen Raum. Ein Gefühl der Kleinheit ergriff Grabaus. Mäandernde Gruppen standen hier und dort, alte, häßliche Damen in kostbaren, geschmeidestrosenden Toiletten, bei denen die Schleppe aufmachen mußte, was das Gesicht verdrückt, junge Frauen mit roßigen Wangen und Schultern, deren Gewänder nur wie ein natürlicher Schmutz ihrer selbst erschienen, Herren im Grad mit künstlich interessanten Mienen, Offiziere in ordensackmühten Uniformen. Es war das erste Mal, daß die Reichstagskale für eine öffentliche Festlichkeit hergegeben waren. Aber die umherstehende, plaudernde, auf und ab wogende Menge schien sich hier

schon ganz zu Hause zu fühlen. Selten, daß irgendein Beschauer eine Meinung äußerte! „Sehr nett, sehr hübsch.“ „Hat auch ne schöne Stange Gold gekostet.“ Den meisten lag offenbar an der Wirkung ihrer Person in diesen Räumen viel mehr als an der Wirkung der Räume selbst.

In einer Ecke entdeckte Grabaus unersehens den Ministerialdirektor Wohlbold. Ganz unscheinbar sah er aus zwischen all dem glänzenden Getier, mit dem kurzen Ordensketten auf dem Grad. Wie immer steckte die eine Hand in der Hosentasche, und Grabaus sah vor sich den riesigen Hausschlüssel, mit dem sie spielte. Wohlbold sprach lebhaft mit einem älteren Herrn, geschäftliche Angelegenheiten wie es schien, seine Augen lagen halb geschlossen in dem groben, undurchdringlichen Gesicht, nur als eine hübsche, tief defolletierte Frau dicht an ihm vorbeiging, verklärten sie sich, wie der Blick eines Feinschmeckers, dem unerbittlich ein leckerer Bissen auf die Zunge gerät.

Plötzlich klopfte jemand Grabaus auf die Schulter. „— n Tag! n Tag! Du noch hier? Ich denke, Du wärst längst wieder in Deinem Nest.“

Er erkannte Fritz Gebhard, schüttelte ihm die Hand, aber ehe er noch etwas antworten konnte, war der Maler schon wieder verschwunden.

„Wir sehen uns ja noch!“ rief er ihm nach.

Grabaus hatte seinen Arm unter den Wolfs gelegt, die beiden hoben sich durch das Gewühl, indem sie eifrig umherpähten.

Auf einmal erblickte Grabaus Marie Luise.

„Dort ist Ihre Frau Schwester. In den vorderen Reihen,“ jagte er mit erstikter Stimme.

„Wen haben Sie gesehen? Fräulein Thön?“

Grabaus schüttelte den Kopf. Er fühlte wie sein Blut zum Herzen strömte, eiskalt war ihm geworden.

„Dort hinten steht Ihre Frau Schwester. Wollen Sie sie nicht begrüßen?“

„Aber natürlich, wenn ich nur wüßte, wo?“ entgegnete Wolf harmlos.

Sie mußten einen weiten Bogen machen, um dorthin zu gelangen. Viele Reihen von Stühlen, Menschen, die sich hier besonders drängten, trennten sie von der Gruppe, in der Marie Luise sich befand. Endlich hatte Wolf seine Schwester erkannt. Grabaus folgte ihm langsam, blind für alles, was ihn umgab, nur die eine, noch ferne Gestalt sehend. Mit jedem Schritte, den er sich ihr näherte, schlug sein Herz gewaltiger.

(Fortsetzung folgt.)



**Tangermünde, 2. Februar.** (Ein Wasserläufer) zeigte am Dienstag nachmittag seine Kunst im Wasserlaufen. Die dabei bewiesenen Wasserfische sind etwa 3 Meter lange schuhförmige Mähren aus Weichblech, die mit Klappen versehen sind, welche sich beim Vorwärtsschreiten abwechselnd öffnen und schließen. Diese schnallt der Läufer an die Füße, und mit eleganten Schritten bewegt er sich auf dem Wasser. Zunächst übertritt er die jetzt ziemlich breite Hafeneinfahrt, dann steuert er auf den Strom hinaus und lief etwa in der Mitte derselben eine ganze Strecke stromabwärts mit ziemlicher Schnelligkeit. Der Wasserläufer forderte dann die Zuschauer auf, eine Promenade auf der bewegten, nassen Straße zu versuchen. Allgemein wollte man aber im Trocknen bleiben.

**Thale-Queblinburg, 2. Februar.** (Auf die öffentlichen Versammlungen) am Sonnabend und Sonntag wird nochmals hingewiesen. Ein guter Besuch wird erwartet.

**Thale, 2. Februar.** (Keine Vergünstigungsbeschränkungen.) Wiederholt beklagten sich einzelne Vereine, daß die hiesige Polizeibehörde bei ihren Vergünstigungen die Polizeistunde erst auf 12 Uhr, in letzter Zeit auf 1 Uhr nachts festsetzte. Hauptächlich klagten über diese Einschränkung die freien Gewerkschaften und Arbeitervereine, welche ihre Vergünstigungen im Lokal der „Grünen Tanne“ abhielten. Von der Behörde wurde als Grund zu diesen Maßnahmen wiederholt angeführt, daß in Thale die Vergünstigungsdauer ausdauere. Die letzten Tage haben uns indes einen Beweis geliefert, daß Vergünstigungen nicht nur nicht eingeschränkt, sondern eifrig gefördert werden. Bei den Veranstaltungen, die anlässlich des Kaisergeburtstags stattfanden, wurden den Beteiligten große Vergünstigungen gewährt. Es wurde die ganze Nacht hindurch gefeiert; teilweise reichte das nicht aus und der andern Tag wurde auch noch benutzt. Für diese Veranstaltungen wurde keine Vergünstigungssteuer bezahlt. Während es sonst in diesem Punkte sehr genau genommen wird weil das Geld so notwendig gebraucht wird, fanden hier die weitgehendsten Ausnahmen statt. Diese indirekte Steuer ist ja schon wegen ihres Charakters zu verwerfen, wenn sie nicht gleichmäßig bei allen Vergünstigungen erhoben wird, wird sie noch weniger beliebt. Aber auch sonst pflegt man allerlei Betrachtungen über den Verlauf der geschiedenen Veranstaltungen. So ist gerade einem sehr bekannten Herrn das Unglück passiert, daß er bei der Tischrede den Faden vollständig verloren hat, so daß ihm sein Vorgesetzter zu Hilfe eilen mußte, den aber auch das böse Schicksal ereilte. Der dritte Redner wurde nun herzlich ausgelacht, und erst der vierte fand Gehör. Bei einem andern Festgelage wurde ein Hoch auf einen bekannten Herrn ausgebracht, was sich dieser aber verbat, weil er angeblich nicht für „Personenkulturstreber“ schwärmt. Kaum sind diese Zeile vorbei, so wird für ein neues Spiel gerufen. Es sollen hier die Vergünstigungen „Vaterländischen Festspiele“ veranfaßt werden, die zur Wahl-agitation benutzt werden sollen. Die mitwirkenden Spieler sind auf dem Eisenhüttenwerk ausgesucht und sortiert worden; darunter eine ganze Anzahl gegen ihren eignen Willen. Bei solchen Gelegenheiten läßt es sich die Betriebsleitung immer ein gut Stück Geld kosten, denn einzelne Beamte sind ausschließlich für diese Zwecke tätig. Den Spielern ist für jede Aufführung eine Entschädigung von 3 Mark zugesichert, und da 200 Mitglieder erforderlich sind, dürfte das Unternehmen ziemlich kostspielig werden. Damit aber die Kosten gedeckt werden, werden man altbekannte Mittel an. Auf dem Eisenhüttenwerk fangen jetzt die Meister, Obermeister und Beamten an, Teilnehmerkarten an die Arbeiter zu verkaufen. In der Nacht zum Dienstag hat im Walzwerk der Obermeister Pöwels den dort Beschäftigten die Karten förmlich aufgezungen. Die Arbeiter sollen also wieder die Karte bezahlen. Von einer zweiten Sammlung für das zu erbauende Kriegerdenkmal wird ebenfalls gemunkelt. Wir können den Arbeitern nur dringend raten, ihre Taschen fest zuzubalten und derartige Sammlungen nicht durch Geldbeiträge zu unterstützen.

**Wernigerode, 2. Februar.** (Die Kündigung städtischer Arbeiter.) die jetzt mitten im Winter, erfolgt ist, beschäftigt die letzte Stadtverordneten-Sitzung. Genosse Bartels fragte beim Magistrat an, weshalb von den 57 Straßenarbeitern in der letzten Zeit 20 Mann gekündigt worden sei, und obendrein noch Leute, die schon 6 Jahre und noch länger in städtischen Diensten händen. Diese Maßnahme hat unter den Arbeitern begründetermaßen große Beunruhigung hervorgerufen. Auch die Antwort des Stadtbaurats Dörfel auf die Anfrage unseres Vertreters dürfte diese Beunruhigung nicht beistimmen, denn am Bauat sparen wollen, indem man Arbeitern kündigt, muß doch zum mindesten als ein recht unglücklicher Ausweg angesehen werden. Auch der Vorwurf, der dem Bauat schon oft gemacht sein soll, daß er zuletzt Arbeiter beschäftigt, ist noch kein Grund zur Entlassung der Arbeiter, denn mit einem solchen Vorwurf ist noch lange nicht bewiesen, daß keine genügende Arbeit für die jetzigen Beschäftigten vorhanden war. Die Arbeiter selbst haben wenigstens bis jetzt von einer Abnahme der Arbeit noch nichts gemerkt, im Gegenteil, das große Schmutzweiser, mit dem wir in diesem Winter schon so reichlich bedacht worden sind, hat gerade für diese Arbeiter Beschäftigung in Hülle und Fülle gebracht. Die Straßen der Stadt sind nicht alle immer so rein, wie z. B. die Breite oder Westersstraße. Es gibt noch eine Reihe Straßen, die mindestens ebensoviel Aufmerksamkeit nötig hätten als die genannten. Auch die übrigen Stadtverordneten sprachen sich dahin aus, daß möglichst Rücksicht auf die Arbeiter genommen werden solle, und die Stadt diese bis Ende Februar mindestens beschäftigen möge.

**Wernigerode, 2. Februar.** (Die Vogelstellerei im Oberhartz.) Auf dem Zuge von den nördlichen Ländern nach dem Süden bietet der Hartz den Singvögeln eine vorübergehende Ruhestätte; sie halten sich hier etwa 4 Wochen auf. Während dieser Zeit treiben die Vogelfänger mit Lockvögeln und Leimruten ihr strafbares Gewerbe. Unzählige Singvögel werden zu dieser Zeit ein Opfer der Leimruten. Für wenig Geld verkauft der Vogelfänger die gefangenen Vögel an die Vogelhandlungen der Großstädte; jeztige kosten 20, Stieglitze 60 und Hänflinge 40 Pfg. Im letzten Herbst war der Vogelfang infolge des sonstigen und trocknen Wetters besonders hart, jedenfalls viel bedeutender als in früheren Jahren. Infolgedessen ist auch die Vogelstellerei im letzten Jahre im Uebermaß in größerem Umfang betrieben worden, während sonst in den letzten Jahren ein nicht unerheblicher Rückgang zu verzeichnen war. Die Vogelstellerei ist natürlich strafbar und kann schon im Ernstfall mit recht erheblicher Geldstrafe geahndet werden. Die Strafen haben aber der Vogelstellerei auch keinen Einhalt getan. Es gibt zwar recht viele Arbeiter, denen solch ein gefiederter Sänger die einzige Lebensfreude im Haus ist; aus reiner Grausamkeit stellen sie den Vögeln deshalb nicht nach. Aber auch diese Liebhaber sollten die kleinen Sänger in der Freiheit lieber jehen als im Käfig. Ein Unfug bleibt das Vogelstellen in jeder Beziehung.

### Bereine und Versammlungen.

#### Fabrikarbeiter.

Die ordentliche Generalversammlung der Verwaltungsstelle Magdeburg tagte am 28. Januar im „Sachsenhof“. Den Quartals- und Jahresbericht erstattete Genosse Freygel. Er führte aus, daß das Jahr 1910 dem Wirtschaftslieben eine weitere Gesundung gebracht habe. Wenn am Ende des Jahres auch der Beschäftigungsgrad abnahm, so sei die Abnahme doch wesentlich geringer als im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Die Agitation konnte deshalb noch erfolgreicher betrieben werden. Im 4. Quartal betrug der Zugang an Mitgliedern 247 und der Abgang 172. Am Anfang des verfloffenen Geschäftsjahrs zählte die Verwaltungsstelle 2331 Mitglieder und im Jahresabluß 2034. Aufgabe der Bezirkskommissionen müße es sein, eine noch intensiveren Tätigkeit als bisher zu entfalten, damit die Agitation sich vermindere. Denn den 900 Eintritten ständen 657 Austritte gegenüber. Weshalb glänzender Aufschwung der Verband genommen habe, ginge daraus hervor, daß die Mitgliederzahl sich innerhalb des letzten Jahres von 140 991 auf 168 706 erhöhe. Die Ortsverwaltung erledigte ihre organisatorische und agitatorische Tätigkeit in 57 Ver-

gahren, 124 Betriebs-, 5 Generalversammlungen und 6 großen Funktionärsitzungen. Außerdem fanden zur Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten 89 Vorstandssitzungen sowie eine ganze Anzahl Sitzungen der Vertrauensmänner statt. Durch Streife und Lohnbewegungen ohne ArbeitsEinstellung konnte das Jahreseinkommen der Kollegen insgesamt um 28 185 Mark erhöht werden. In der chemischen Fabrik von W. Dürre, wo die Organisation einen langen und erbitterten Kampf um eine Lohnerhöhung und um das Koalitionsrecht der Arbeiter führte, ist der Herrschaft des Direktors Frahm und des Chemikers Geißler ein jähes Ende bereitet worden. Der Abschluß des Geschäftsjahrs hat der Firma gezeigt, welche schlechten Ratgeber sie in dem Kampfe hatte. Der Redner forderte die Versammelten auf, unermüdet für den Verband zu wirken und Thronen für die „Volksstimme“ zu werben, die die beste Waffe im Befreiungskampf des Proletariats sei. Wenn jeder diese Pflicht erfülle, dann könne die Arbeiterschaft den Kämpfen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet mit Siegeszuversicht entgegengehen. (Beifall.)

Den Kassenbericht gab Genosse Faust. Die Hauptkasse hatte im 4. Quartal eine Einnahme von 18 575,56 Mark und eine Ausgabe von 16 063,09 Mark zu verzeichnen. Die Lokalkasse vereinnahmte 18 647,66 Mark und veranlagte 4847,17 Mark. Im Berichtsjahre betrug die Gesamteinnahme der Hauptkasse 53 535 Mark und die Ausgabe 32 871,55 Mark, während die Lokalkasse eine Einnahme von 81 969,20 Mark und eine Ausgabe von 18 153,71 Mark hatte. Die Zahl der geleisteten Wochenbeiträge steigerte sich auf 124 904, wovon 34 308 Beiträge auf das 4. Quartal entfielen. Folgende Unterzählungen wurden im Jahre 1910 an die Mitglieder gezahlt: An Reisende 665,10 Mark, an Arbeitslose 6911,30 Mark, an Kranke 13 818,30 Mark, an Streitende 10 994,55 Mark und an Gemisregelte 392,70 Mark; außerdem für Nachsicht 136 Mark, für Unzulagsunterstützung 388,50 Mark und für Sterbefallunterstützung 3509,80 Mark. Das Vermögen der Lokalkasse erhöhte sich von 10 143,91 Mark auf 13 800,49 Mark. Der Vorsitzende gab bekannt, daß die Verwaltung beschließen habe, Eintrittskarten gratis an die Besucher der Veranstaltungen des Bildungsausschusses abzugeben. Die Versammelten wurden erucht, die Vorträge, welche alle im „Luisenpark“ stattfinden, recht zahlreich zu besuchen. Ferner machte er darauf aufmerksam, daß das Stiftungsfest des Verbandes am 11. Februar in sämtlichen Räumen des „Luisenparks“ stattfinden. Mit der Wahrung um eifrige Mitarbeit wurde dann die Generalversammlung geschlossen.

### Vereins-Kalender.

- Deutscher Holzarbeiter-Verband, Verwaltung Magdeburg.** Versammlungen tagen: Sonnabend den 4. Februar, abends 8 1/2 Uhr, Bezirk Wilhelmstadt im „Luisenpark“, Spielgartenstraße 10; Bezirk Neue Neustadt im „Weißen Hirsch“, Friedrichsplatz 2; Bezirk Dörfel bei Herrn Frohne; Bezirk Dörfel bei Herrn Gastwirt Höpner; die Sektion der Stellmacher im „Sachsenhof“, Große Storchstraße 7. Die Verwaltung.
- Verband der Kupferschmiede.** Sonnabend den 4. Februar, abends 8 Uhr, Mitgliederversammlung bei G. Böhm.
- Neue Neustädter Arbeiter-Gesangverein.** Am Freitag Uebungsstunde beider Chöre. 187
- Schwimmverein Ube.** Sonnabend den 4. Februar, abends 8 Uhr, Versammlung bei Gustav Meber, Neustädter Straße 9. 188
- Turnerschaft Magdeburg (M.-T.).** Abt. Budau, Freitag den 2. Februar, nach dem Turnen Versammlung in der „Thalia“. — Sonntag vormittag von 11 bis 12 Uhr müssen sämtliche Bücher usw. bei Büchsefeld an den Turng. Vahle abgeliefert werden. —
- Wagenbauer-Frankenkasse, Filiale Budau 1.** Sonntag den 5. Februar, vormittags 11 Uhr, Mitglieder-Versammlung in der „Thalia“. 196
- Nothelfer. Wahlverein.** Sonntag den 5. d. M., nachmittags 5 Uhr, Versammlung bei Kumbier. 195
- Barleben. Sozialdemokratischer Verein.** Am Sonntag den 5. Februar, nachmittags 3 Uhr, Mitgliederversammlung im Gewerkschaftshaus. 190
- Benneckenbeck. Freie Turner.** Sonntag den 5. d. M., abends 8 Uhr, Genossenschafts-Versammlung. 193
- Groß-Ottersleben und Benneckenbeck.** Am Freitag abend 7 Uhr gleich nach Schluß der Arbeit treffen sich die Genossen zur Verbreitung von Flugblättern bei der Witwe Strumpf. 186
- Groß-Ottersleben. Arb.-Radfahrerverein Kreis Wanzleben, Abt. Gr.-Ottersleben.** Sonntag den 5. d. M., nachmittags 3 Uhr, Versammlung bei der Witwe Strumpf. 192
- Dörfel. Arbeiter-Athletenklub u. c.** Am Sonnabend den 4. Februar, abends 8 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung bei Magdori. 189
- Westershausen-Salbe. Deutscher Bauarbeiter-Verband, Zahlstelle Westershausen.** Sonntag den 5. Februar, nachmittags 3 Uhr, Versammlung bei Bartels in Salbe. 191
- Verhaldenseben. Sozialdemokratischer Verein.** Sonnabend den 4. Februar Versammlung bei Herzog. 185

### Briefkasten.

**Lüttich. Sozialdemokratischer Verein für den Wahlkreis Jerichow 1 und 2.** Für den Reichstagswahlfonds zeigen ein: Von einem freundlichen Gönner aus Magdeburg 100 Mark, vom Exratur der „Freien Sängerschaft Burg“ 18,25 Mark; zusammen 118,25 Mark. Magnus Gebhardt.

### Wasserstände.

+ bedeutet über, — unter Null.	
Trier, Eger und Moldau.	
	Febr. 1911
Fungbunzlau	30. Jan. + 0,59
Naua	„ + 0,53
Rudweis	„ + 0,06
Prag	„ —
Innsbruck und Saale.	
	1. Febr.
Straußfurt	+ 1,15
Weissenfels Untp.	+ 0,76
Trotha	+ 2,56
Alleben	+ 2,20
Bernburg	+ 1,76
Halbe Oberpegel	+ 1,77
Halbe Unterpegel	+ 1,56
Grisehne	+ 1,62
Mübe.	
	1. Febr.
Deffau, Mühlentbr.	+ 1,29
Obe.	
	31. Jan.
Bardubitz	+ 0,84
Wanders	„ + 1,95
Melmil.	„ + 1,34
Leimertitz	„ + 1,32
Kuiffig	„ + 1,79
Preußen	„ + 0,50
Dorau	„ + 2,98
Wittenberg	„ + 3,38
Hoflau	„ + 2,79
Barby	„ + 2,86
Schönebeck	„ + 2,57
Magdeburg	1. Febr. + 2,50
Zangermünde	31. Jan. + 3,12
Wittenberge	„ + 2,64
Dömitz	„ + 2,20
Boizenburg	„ + 2,16
Hohnstorf	„ + 2,19
Lauenburg	„ + 2,21
Saale	
	31. Jan.
„	+ 0,30
„	+ 1,95
„	+ 1,34
„	+ 1,32
„	+ 1,79
„	+ 0,50
„	+ 2,98
„	+ 3,38
„	+ 2,79
„	+ 2,86
„	+ 2,57
„	+ 2,50
„	+ 3,12
„	+ 2,64
„	+ 2,20
„	+ 2,16
„	+ 2,19
„	+ 2,21

### Standesamtliche Nachrichten.

**Magdeburg, 1. Februar.**  
**Aufgebote:** Former Albert Posebag mit Martha Zitt, Gastwirt Otto Vollmann mit Erna Geißler, Schlosser Max Köhler mit Franziska Köhler, Kaufmann Max Hebe in Berlin mit Willi Hebe hier, Sergeant Max Blau mit Frida Freilich, Oberlehrer Herm. Moosmann mit Hildegard Köhler, Schmied Johann van Vendi mit Martha Braune geb. Borgfeld, Kaufmann Max Geesemann mit Helene Simon.  
**Geburten:** Albert, S. des Bahnarbeiters Otto Gaeßler, Kurt, S. des Kupfers Franz Ferchland, Alwin, S. des Maurers Otto Eichmünd, Hildegard, S. des Arbeiters Karl Heise, Willi, S. des Biegelebens Joh. Albers, Karl, S. des Arbeiters Reinh. Müller, Arno, S. des Schneiders August Müller, Zerngard, S. des Postkassaführers Walter Liebing, Gustav, S. des Schlossers Paul Ehlinger, Heinz, S. des Messer-Kontrolleurs Richard Machus, Hermann, S. des Arbeiters Otto Kleinig.  
**Todesfälle:** Witwe Friederike Ueber geb. Uebe, 83 J. 3 M. 22 T. Dorothee geb. Gangaard, Ehefrau des Bäckereibeholders Hermann Schwarz, 51 J. 1 M. 23 T. Maurer Friedrich Großkopf, 50 J. 9 M. 21 T. Witwe Henriette Bernad geb. Beymer, 50 J. 1 T. Schneidermeister Andreas Poppe, 65 J. 8 M. 2 T. Luise geb. Gerede, Ehefrau des Arbeiters Gustav Marquardt, 40 J. 15 T. Karl, S. des Bahnarbeiters Karl Runge, 6 M. 23 T.

**Neustadt, 31. Januar.**  
**Aufgebote:** Tischler Friedrich Heinrich Rahmann mit Berta Anna Ida Gerloff, Eisen-Abb. Theod. Ferd. Wilh. Schrader mit Elise Martha Anna Weiche, Arbeiter Karl Wilh. Friedrich Franke mit Karoline Schulz, Modellstecher Wilhelm Otto August Nebs mit Frida Emma Blatte, Feuerwehrmann Karl Friedrich Wilhelm Schwarz mit Auguste Luise Wölter, Arbeiter Otto Friedrich Hermann Träbede mit Amanda Juliane Berta Köbe.  
**Geburten:** Helene, S. des Wagenmachers Willi Kühne, Hans Joachim, S. des Ober-euerweckers Wilhelm Meigel, Martija, S. des Eisenrehers Friedrich Schulze.  
**Todesfälle:** Ehefrau des Privatmanns Friedrich Schulze, Alwine geb. Wassermann, 64 J. 7 M. 29 T. Ehefrau des Maurers Hermann Otto, Friederike geb. Gehr, 53 J. 9 M. 22 T. Erich, S. des Arbeiters Gustav Wilhelm, 4 M. 29 T. Weißgerber Julius Jlugner, 73 J. 6 T.

**Neustadt, 1. Februar.**  
**Aufgebote:** Kaufm. Beamter Franz Fessel mit Elise Mansfeld, Arbeiter Otto Heinrich Wilhelm Bienecke mit Emma Luise Schliephake.  
**Eheschließung:** Arbeiter Wilh. Volkrauth mit Luise Meertag.  
**Geburten:** Arnold, S. des Buchdruckers Arnold Böhm, Charlotte, S. des Bäckereibeholders Otto Reuter, Rudolf, S. des Straßenbahnkassaführers Friedrich Mag. Erich, S. des Schlossers Paul Scholz, Werner, S. des Tischlers Karl Franz.  
**Todesfälle:** Privatmann Joachim Reifener, 82 J. 7 T. Willi, S. des Arbeiters Willi Pilz, 7 J. 1 M. 14 T. Luise geb. Girard, Ehefrau des Birkenmachers Gustav Lange, 73 J. 11 M. 8 T.

**Sudenburg, 1. Februar.**  
**Aufgebote:** Eisenreher Otto Richard Stille mit Anna Ernestine Brennecke, Kaufmann Karl Reinhold Oermann mit Martha Marie Anna Friede, Schlosser Hermann Oskar Emil Baruder mit Elisabeth Anna Schierhorn.  
**Geburten:** Heinrich, S. des Arbeiters Heinrich Brietenhagen, Margarete, S. des Maschinentechnikers Ernst Stolze, Ruth, S. des Goldschmieds Richard Böhlmann.  
**Todesfall:** Juliane geb. Löwentaut, Ehefrau des Zigarrenmachers Wilhelm Hülsde, 44 J. 2 M. 9 T.

**M. Fernerleben.**  
**Geburten:** Erich Werner, S. des Wachschnieders Werner Hajenau, Kurt Karl Johannes, S. des Direktors Karl Max Albert Benz, Gertrud Frida, S. des Fabrikarb. Karl Gustav Krüger.  
**Todesfälle:** Witwe Johanne Simon geb. Aig, 77 J. Mentner Walter Heinrich Franz Jul. Schmerbwin, 50 J. Ehefrau Pauline Weirich geb. Scheimann, 82 J. Gustav Willi, S. des Fabrikarb. Gustav Friedrich Wilh. Glade, 2 M.

**Mischerleben.**  
**Geburt:** S. des Kaufmanns Karl Neumann.  
**Todesfall:** Invalide Leopold Ludwig, 63 J. 1 M. 21 T.

**Burg.**  
**Aufgebote:** Zimmermann Gustav Otto Fajbhauer mit Emilie Martha Barzsch, Schuhfabrikarbeiter Emil Franz Maxpietax mit Emilie Sobzyl.  
**Eheschließung:** Schneidermstr. Herm. Wilhelm Martin Adam mit Luise Dorothee Maria Gajel.  
**Geburten:** S. des Maurers Georg Runge, S. des Stiegeleiters August Benede, S. des Formers Albert Ledig, S. des Schuhfabrikarb. Otto Rebellis, S. des Schuhmachers Martin Dudel, S. des Schuhmachers Gustav Kafenberg.  
**Todesfälle:** Else, S. des Weißgerbers Wilh. Saratowich, 7 M. Erich, S. des Landwirts Gustav Gajse, 1 J. Wwe. Karoline Andree geb. Hulff, 77 J. Ehefrau des Maurers Karl Thiem, Minna geb. Schulz, 34 J.

**Halberstadt.**  
**Aufgebote:** Fabrikbesitzer Erich Weith in Hartmannsdorf, Bezirk Zwickau, mit Frida Wachsmitz hier. Dienstinnecht Friedrich August Otto Berger in Gülz mit Anna Minna Etadel in Bageris.  
**Eheschließungen:** Schlosser Otto Friedrichs mit Marie Bürg, Uhmachermeister August Frohne mit Elisabeth Hiltner, Fassier Emad Wilke mit Minna Bartels, Kaufmann Oskar Meyer mit Elise Mehler.

**Geburten:** S. des Bahnarbeiters Hermann Hartmann, S. des Leberzuchtlers Adolf Kohlrusch, S. des Zugabfertigers Otto Fädenstedt, S. des Kohlerers Raimund Flora, S. des Steinmetzen Wilhelm Stadler.  
**Todesfälle:** Arbeiter Augustin Rufial, 76 J. Hans, S. des Kaufmanns Emil Bolermann, 1 J. Arbeiter Franz Gödicke, 63 J. Arbeiter Friedrich Köhl, 67 J. Maria-Magdalena, S. des Schlossers Robert Weber, 3 J. Ehefrau des Bahnarbeiters Walter Thiemann, Margarete geb. Lehmann, 29 J. Marie Graf, 49 J.

**Queblinburg.**  
**Aufgebote:** Biegeleiarbeiter Karl Dube mit Minna Keilholz, Schlosser Emil Kaufmann mit Meta Brust, Handelsmann Oskar Voening mit Albertine König.  
**Geburten:** S. des Steinmetzmeisters Karl Zander, S. des Schuhmachermeisters Robert Schröder, S. des Metallrührers Willi Düfer, S. des Leberhändlers und Schäftemachers Friedrich Schirmoier, S. des Fabrikarbeiters Anselm Brandt, S. des Eisenbahnarbeiters Walter Kranert, S. des Kaufmanns Friedr. Feldmann, S. des Süttnerarbeiters Paul Straube in Thale, S. des Buchhalters Erich Weiphal, S. des Kaufmanns Paul Pigorich.  
**Todesfälle:** Kesselheizer Christian Freisdorf, 62 J. Magistratsarbeiter Karl Gaudel, 67 J. Invalide Friedrich Neumann, 63 J. Witwe Auguste Wötiger geb. Hecht, 78 J. Willi, S. des Metallrührers Willi Düfer, 2 J. Rentenenmpfänger Louis Büfel, 80 J. Walter, S. des Geschäftsführers Martin Apel genannt Dube, 1 M. Walter, S. des Eisenbahnarbeiters Walter Kranert, 16 Stunden. Witwe Johanne Schöne geb. Dilge, 75 J. Schneidermeister Hermann Gang aus Thale, 60 J. Witwe Christiane Fromm geb. Trautewich, 59 J. Otto, S. des Arb. Albert Waldmann, 2 M. Musikleiter Richard Rcondorf, 24 J. Kaufmann Karl Wendorff, 65 J.  
**Todgeburt:** S. des Arbeiters Hermann Pielshmann.

**Auf alle Waren vergüte 5% Rabatt. Für sämtliche Waren volle Garantie, was Ihnen nicht gefällt, nehme sofort retour.**

Bis auf weiteres empfehle ganz besonders schöne, süße, goldgelbe

**Apfelfinen 3** mit 5% Rabatt!

mit 5% Rabatt!

**Molkerei-Butter** 1/2 Pfund 60 Pf. 65 68 und 72 Pf. 5% Rabatt  
**Hochfeinen Schweizerkäse** 1/2 Pf. 55 Pf. 50% Rab.  
**Bauernkäse** a Stück 5 und 10 Pf. 50% Rab.  
**Limburger** 1/2 Pfund 30 Pf. 50% Rab.  
**Mettwurst** 1/2 Pfund 55 Pf. 50% Rab.

**Knäusels Kunst-Spelsefett** 1/2 Pfund 35 Pf. fein gewürzt, fertig zum Ausstrich.

**Schinkenspeck** 1/2 Pfund 55 Pf. 50% Rab.

**Mettwurst** 1/2 Pfund 55 Pf. 50% Rab.

**nur** gegen Abgabe meiner Annonce, welche am Freitag den 28. Januar erschienen, 1/4 Pf. gratis von Knäusels Tafel-Kaiserin Margarine zur Probe. **Albert Knäusel** Jakobstraße 50 Ecke Alter Markt.

**Einmaliges Angebot!**

**Inventur-Räumungsverkauf**

Linoleum - Reste bedruckter Ware, gute Qualität pro q Meter 1.70  
 Linoleum - Reste, durchgehend gemauert, früher 8-12 M pro Meter, jetzt pro q Meter 3.50  
 Linoleum - Teppiche, anstrangiert  
 Linoleum - Läufer, Steie . . . . . } mit 10% Rabatt

**Gebr. Schröder**

65 Breitweg 65, gegenüber Café Hohenzollern.

470  
  
**F. Pützkuhl**  
 Lübecker Straße Nr. 120  
 Hüte, Mützen  
 Schirme, Handschuhe  
 Wäsche, Kraw.  
 Hosenträger  
 Stöcke etc.

**A. Scholz Ww.**  
 Lübecker Str. 22  
 empfiehlt  
 Taschenuhren,  
 Rängeuhren,  
 Wand- und Weckuhren  
 in allen Preislagen.  
 Gold-, Silber-,  
 Allend- und  
 optische Waren.  
 Gramophone u. Platten von  
 2.00 Ml. an. 1 Schachtel  
 Nadeln gratis. - Reparaturen  
 an Uhren und Goldwaren  
 werden preiswert und sauber  
 ausgeführt. 469

**Achtung, für alle Leser der „Volksstimme“!**

Um unser junges Unternehmen schnell und sicher einzuführen, vergütten wir bis auf weiteres gegen Vorzeigung dieses Inserats bei allen Einkäufen in den Vormittagstunden von 8 bis 1 Uhr auf Emaille-Kochgeschirr, Aluminium-Kochgeschirr, Glas, Porzellan, Steingut, Haus- und Küchengeräte, Lampen

**5 Prozent Extra-Rabatt in bar**

sowie einen rein Aluminium-Kinderbecher ohne unsere bisherigen Preise irgendwies zu erhöhen. - In Preisen, Qualität und Auswahl sind wir unerreicht in Magdeburg.

**Franz und Marie Henkel**  
 Breitweg 25, part. u. I. Etage  
 direkt im Zentrum der Stadt, zwischen Berliner Straße und erstem Automaten.



Täglich Eingang frischer  
**Seefische**  
 und lebender Flussfische.

**F. Fischräucherwaren:**  
 Seelachs, Forellensör, Stör-  
 erjak, echte Kiel, Wüdlinge  
 und Sprotten.  
 Berner H. Malbriden, Brat-  
 und Bismarckheringe, Koll-  
 mops, Appetitlich ufm.  
 H. Joure Heringe Stk. 15 Pf.  
 Grüne Heringe Pf. 10 Pf.  
 Speisemuschelein 2 Pf. 15 Pf.  
 Delfinarbinnen Dose v. 30 Pf. an.

**Fischhandlung**  
**Herm. Braune**  
 Johannisberg 17. Fernspr. 2322.

Wir suchen zum sofortigen Eintritt  
**tüchtige Wagenlaciierer**  
**Wagensattler u. Garnierer**  
 auf feine Luxuswagen und Karosserien eingearbeitet  
 dauernde Beschäftigung bei hohem Lohn.  
**Ludw. Kathe & Sohn, Halle a.**  
 Karosserie-Werke.

**Billigste Fleisch- und Wild-Offert**  
 Schweineschinken, Nacken, Karbonade Pf. 75  
 Bauch, Rippe Pf. 70 Pf.  
 Frische Schweineschinken Pf. 75, bei 5 Pf. 70  
 Kalbskeulen, Nierenstück Pf. 55-65 Pf.  
 Kalbsbrust Pf. 56-55 Pf.

**Gänse! Gänse! Gänse!**  
 Hafermast Pf. nur 65-67 Pf.  
 Frische Gänsekeulen und -brust Pf. 75-80  
**Gr. Buschhasen** der Braten von 2 Pf.  
 Zartes Wildschwein Pf. 50-75 Pf.

**Richard Bosse, Gr. Marktstr. 2**  
 Wir suchen zum sofortigen Eintritt tüchtige  
 selbständige

**Kastenmacher sowie Kastenbelfer** un-  
 im Anschlagen bewanderte Schlosser  
 in dauernde Arbeit bei hohem Lohn.  
**Ludw. Kathe & Sohn, Halle a. S.**  
 Karosserie-Werke.

**Große Freude**

und einen wahren Genuss haben Ihre Kunden beim Rauchen  
 von meinen Spezialmarken, denn meine neuen Abnehmer  
 können und bedauern bei jeder Nachbestellung, meine  
 Spezialmarken nicht schon früher eingeführt zu haben, denn  
 sie vergrößern ihren Umsatz in

**Zigarren**

selbstem sie meine beliebten Marken führen.  
 5-Pf.-Zigarren . . . . . a Wille 34-38 Wf.  
 6-Pf.-Zigarren . . . . . a Wille 40-48 Wf.  
 7-Pf.-Zigarren . . . . . a Wille 50-58 Wf.  
 10-Pf.-Zigarren . . . . . a Wille 60-75 Wf.  
 Kein Risiko, da nicht passende Ware zurücknehmen. Proben  
 a 100 Stück zum Willpreis, nach außerhalb 300 Stück franco  
 per Nachnahme. Proben a 10 Stück zum vollen Preise. -  
 Die sich täglich vergrößern Nachbestellungen beweisen die  
 größte Zufriedenheit der Kunden.  
**Otto Schmid, Magdeburg, Regierungsstraße 10,**  
 gegenüber der Eisenstraße.  
 Zigarren, Zigaretten und Tabak en gros - Fernspr. 4379

**2 Brautbetten**

(Bett 38 Mark) 191  
 Heinrichstraße 22, part.  
**Damenuhr** mit eleg. 7  
 langer Kette Wf.  
 Dreieckstraße 4.

**Messer u. Scheren**  
 werden sofort geschliffen und  
 repariert. **H. Müller, Re-**  
 gierungstr. 17, Ecke Steinstr.

**Mehrerer gute saubere** 1934  
**Bettstücke**  
 sofort billig zu verkaufen. Fichten-  
 straße 20, v. IV. L. Nähe Sengelbadg.

**Kinderwagen** zu verkaufen 202  
 Fichtest. 31, Soipl.

**Herren- u. Damenrad**  
 neu, großartig, sportlich, Gooke,  
 Goldschmiedebrücke 5, I. 619

**Malerlehrling** stellt unter  
 günstigen  
 Bedingungen ein W. Köhne.  
 Gr. Klosterstr. 19

100 Paar billige Kinderstiefel  
 v. Nr. 26 5. 35 v. 2.00 b. 2.60 Wf.  
 bei H. Hasdecke, Tischlerfrucht. 27.

**Möbelfuhrwerk**  
 am Hilpert, Wallstr. 6, Tel. 5340.

**Burg**  
 Heute Freitag: Frische  
 Wurst, Sonnabend und  
 Sonntag: Knoblauch-  
 wurst F. Bretschneider

**Groß- und Klein-Ottersleben, Benneckenbeck**

**Kampf im Bäckergerwerbe!**

**Hausfrauen, Partei- und Gewerkschaftsgeossen!**

Der im Vorjahr mit der höchsten Bäckereiarbeit verbundenen Tarif ist durch das Treiben der reaktionären Schatzmacher unter den  
 Bäckereimeistern aufs schändlichste verletzt und gebrochen worden.

**Eine Ordnungsstrafe von 10 Mark pro Tag**

sollen nach dem Beschluß dieser Arbeiterräte alle die zahlen, welche die Forderung des Verbandes anerkennen durch welche die skandalösen  
 Verhältnisse der Bäckergeossen nur einigermaßen gelindert werden sollen. Am in Arm mit allen Zeichen des Fortschritts will man  
 gewalttätig die Organisation der Sachtabenflaven niederstößeln. Andererseits aber nimmt man die Großen der organisierten Arbeiter  
 und Arbeiterinnen gern, um davon reich und froh zu werden. Diefem henchlerischen Treiben gilt es ein energisches und allge-  
 meines Halt zu gebieten, indem Brot- und Backwaren nur aus solchen Bäckereien geholt werden, wo die berechtigtesten Forde-  
 rungen der Organisation der Bäckergeossen anerkannt sind. Folgende Bäckereien haben bisher die Forderungen bewilligt:

**Klein-Ottersleben:**  
**Willy Hasenkrag, Dackstraße 3**  
**Groß-Ottersleben:**  
**Gustav Brandt, Antsegartenstraße 7**  
**Friedrich Rogge, Frankstraße 63**  
**Hugo Rogge, Breite Straße**

**Paul Winzerling, Große Schulstraße 1**  
**Max Hesse, Große Schulstraße 9**  
**Gustav Trenkler, Mittagstraße 1 a**  
**Otto Schulze, Bäckerstraße 6**  
**Benneckenbeck:**  
**Friedrich Schöndube, Witwenkamp 27**

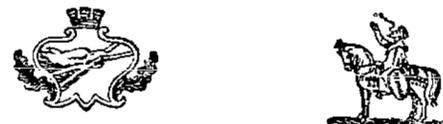
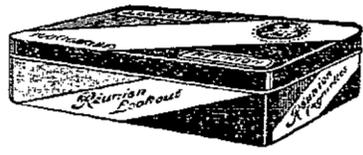
Wird durch eine sich schon seit längerer Zeit bestehende Solidarität der Arbeiter der Firmen, den schwer frohenden Elenden der Notlage!  
 Jeder Arbeiter und jede Arbeiterin mache es sich zur Ehrenpflicht, Brot und Backwaren nur aus obengenannten  
 Bäckereien zu kaufen.  
 Arbeit mit dem terroristischen arbeiterrätlichen Bäckereimeistern!

**Hoch die Solidarität!**

Für die Partei und Gewerkschaften.  
 Der Obmann: Fr. Sahn.

**Zur Ottersleber Bäckerbewegung!**

**Hausfrauen, Partei- und Gewerkschaftsgeossen Magdeburgs!**  
 Es rufen die dringende Bitte an euch, alles Brot von Bäckereien  
 aus Ottersleben, die nicht bewilligt haben, bis auf weiteres zurück-  
 zuweisen. Die Brotfabriker werkseller Betriebe müssen im Besitz von  
 Kontrollkarten sein. Als getragene Maßnahme nur vom Gewerkschaftsrat in Frage. Der Vertrauensmann der Bäcker Magdeburgs u. Umgegend.

  
**Reunion**  
  
**Lookout**  
 mit Gold- oder Korkmundstück  
 Vorzügliche  
**3 Pf**  
**Cigarette**





Der Sturmgesang der Französischen Revolution, die Parzellkarte, wurde von Rouget de l'Isle gedichtet und komponiert. Im kleinen Kreise trug er zum erstenmal sein Werk vor, und die Begeisterung, die er auslöst, pflanzte sich wie eine Welle fort. Diesen Vorgang hat ein Künstler im Bilde festgehalten und der Arbeiterschaft sind die Stücke nach diesem Gemälde bekannt. Ein jünger Magdeburger Malergehilfe hat nach diesen Stücken eine vergrößerte farbige Nachbildung geschaffen, die im Schaufenster der Buchhandlung, Poststempel auf einige Zeit zur Besichtigung ausgestellt ist.

Ein neues Album von Magdeburg. Der Verleger, Herr J. Magdeburg hat die Schaffung und Herausgabe eines Albums von Magdeburg beschlossen und in die Wege geleitet, durch das die künstlerischen Mittel und im hohen Maße die Schönheit und Besonderheiten unserer Stadt und interessante Motive aus ihren Gassen und Häusern bekanntgemacht werden sollen. Der Künstler Paul Wied in München besaß durch seine Malereien und besonders durch das Album „Eine Monatsfahrt“, liefert im Auftrag des Verlegers dazu 30-40 Federzeichnungen, die an Ort und Stelle aufgenommen, ganz neue, eigenartige und prächtige Ansichten des Stadtbildes von Magdeburg, seiner Wandenschwäler, Parkanlagen und Waldlandschaften naturgemäß wiedergeben. Die Originalzeichnungen, von denen noch ein Teil in Arbeit ist, sind im Kaiser-Friedrich-Museum (Graphische Sammlung) öffentlich ausgestellt.

Zu der Verleihenfabrik von Arno Lent, Güterstraße 1a, werden 15 Arbeiterinnen beschäftigt, die im März täglich in einer Arbeitszeit von 8 Uhr früh bis 8 Uhr abends ganz 70 Pf. verdienen. Den jungen Mädchen erschien begreiflicherweise diese lohnende Entlohnung als zu gering und so hielten sie am Mittwoch in der Mittagspause eine Versammlung in einem Lokal, dessen Besitzer der Vater eines der jungen Mädchen ist. Sie einigten sich dahin, ihrem Arbeitgeber das Verlangen zu unterbreiten, ihnen mindestens einen Verdienst von 150 Mark zu garantieren. Alle Arbeiterinnen unterschrieben das Gesuch. Aber diese Einigkeit schreckte Herrn Lent nicht. Er entließ sofort eine der Arbeiterinnen, die er, ganz nach modernen Vorbildern, für die „Aufheberin“ hielt, wobei er allerdings einem Ferkel zum Opfer gefallen ist. Die Forderung der Arbeiterinnen lehnte er glatt ab, obwohl diese darauf hinwiesen, daß sie früher einen wöchentlichen Verdienst von 12 bis 15 Mark gehabt hätten. Herr Lent erklärte sich aber bereit, den Verdienst auf 1 Mark täglich zu erhöhen. 12 der Arbeiterinnen gaben sich damit zufrieden, während die übrigen der Betrieb verließen. Wenn man bedenkt, daß ein Teil der Arbeiterinnen nicht im Elternhaus wohnt, sondern selbst für Wohnung, Kost und Kleidung aufkommen muß, dann kann man sich leicht selber ausrechnen, wie weit die jungen Mädchen mit dem Verdienst von wöchentlich 4,20 oder 6 Mk. kommen. Jedermann wird auch zugeben müssen, daß ihr Verlangen wirklich sehr bescheiden wäre.

Ein zweiter Blumen Sonntag in Magdeburg. Von dem Komitee zur Vorbereitung eines zweiten Blumen Sonntags, das sich aus Mitgliedern der Vereine „Sänglingsheim“ und „Kinderchor“ gebildet hat, war zum 31. Januar eine Versammlung der Vertrauensdamen nach dem Gewerbegerichtssaal einberufen worden, die auch von Vertretern der Vororte besucht war. Es wurde beschlossen, den diesjährigen Blumen Sonntag an einem Sonntag im Mai zu veranstalten. Welche Blume gewählt werden soll, bleibt noch unbestimmt. Betreffs der Einleitung der Stadt in geeigneter Bezirke werden gegen das Vorjahr verschiedene Veränderungen notwendig sein. Die Vorsitzende, Frau Schmitt Frauke, versuchte, ihr darauf bezügliche Wünsche mündlich oder schriftlich mitzuteilen. Zum Schluß wurden alle Anwesenden gebeten, möglichst viele Kreise für die Angelegenheit zu interessieren damit auch der diesjährigen Veranstaltung ein guter Erfolg beschieden würde.

Das verräterische Loch in der Tasche. Draußen in Neu-Magdeburg besitzt eine Witwe ein winzig kleines Häuschen, von einem Garten umgeben. Dieses Gärtchen ist nun der Weid der Nachbarn. Nicht nur, daß die Vegetation das beste, zarteste Gemüse giebt, ihr Garten bringt ihr auch Blumen. Das Häuschen selbst und jedes freie Fleckchen in dem ganzen Grundstück ist vom Frühjahr bis zum spätesten Herbst hinein von Blumen förmlich überhäuft. Nun arbeitete die Frau tagsüber bei einem Gärtner und hatte in dem Saunenlager zu tun. Ihre Blumenliebenschaft verführte sie dazu, sich wohl einmal einige Büschel einer neuen Sorte mitzunehmen, ohne sie zu bezahlen. Da war eines Tages ein großer Hofbesitzer sogenannter japanischer Blumenwagen gemischt worden und sollte verhandelt werden. Von diesem Gemisch fiel die Frau eine kleine Dose mit und steckte sie ein. Als sie dann durch den Garten ging, sah der Sohn des Gärtners etwas Dunkles aus den Kleidern der Frau rutschen. Die Frau hatte nicht mit der Unzuverlässigkeit der Dose und dem Loch in ihrer Tasche gerechnet und verteilte sich dadurch. Nun soll die bis dahin ganz unbescholtene Frau ihre Blumenliebhaberei mit 1 Tag Gefängnis büßen.

Eine Magdeburger Erfindung. Seit Otto v. Guericke den Erfinder der Luftpumpe, ist Magdeburg die Stadt der ingenieurben Köpfe. Jenseits dürfte keine Erfindung seitdem so epochenmachend gewesen sein, wie die untrügliche Witzbüchse von Wilhelm Heine. Unter Nummer 231733 hat er ein Reichspatent erlangt auf eine Klosettanlage mit — Beschleunigungs-Vorrichtung und Scheidenbürste. Von Ingenieuren sowohl als auch von Personen, die solche Klosettanlagen in Gebrauch haben, liegen bereits Anerkennungen vor. Ueber die Wirkung des besprochenen Apparats, der den Namen „Fitz und Fertig“ führt und hämorrhoidal Leidenden besonders empfohlen wird, führen wir an, was der Erfinder darüber schreibt:

Nach Verichtung der Notdurft schiebe man den auf Gleitrollen leicht beweglichen Apparat hinein in das Klosettbecken, lege sich auf die Tasse, welche alle Strahlungen nach dem Beschluß hin erhebt, dann drück man rechts den Hahn und drehe an der Kurbel. In die Büchse, welche nun durch Wasser bestrahlt wird, bereitet ein Selen-Gelb ein angenehmes Empfinden. Unter der Kugel brenne man im Winter eine kleine Lampe oder Gasflamme, welche pro Tag 1 bis 2 Hg. tobt.

Nach einigen Umdrehungen der Kurbel schließt man den Hahn, die Büchse ist nun wasserarm und nach einigen weiteren Umdrehungen ist man fast trocken.

Nach Ausziehen des Apparats verläßt man das Klosett in dem Bewußtsein, daß man auf angenehme und einfache Art vollständig gereinigt ist, ohne die Hände nachwaschen zu müssen.

Ohne Zweifel kommt „Fitz und Fertig“ einem lange und tief gefühlten „Bedürfnis“ entgegen. Dem Erfinder ein „Gut wichtig!“

Wißig dabovkommen. Der Former Karl D. 15 zu Salzweil, hielt sich im März d. J. hier auf und besuchte am 15. März ein Restaurant, dessen Wirt ihm recht gutmütig vorkam. Plötzlich beschloß er, dies auszunutzen, benahm sich als reicher Mann und erzählte, er habe kürzlich 50000 Mark in der Lotterie gewonnen und sie bei der Sparkasse hinterlegt. Als es dann zum Bezahlen kam, erklärte D., er sei augenblicklich schlecht bei Kasse und werde lieber anschieben lassen. Er bezahlte Alles, sowie er seine Hüften bekam. Er bestellte auch bei dem Wirt alles zu seiner Verlobungsfeier nötige für den nächsten Abend, auch Musik. Die Verlobung wurde dann auch gefeiert, aber nicht bezahlt; jagte das Geld für Musik mußte der leichtgläubige Restaurateur auslegen. Nach der Verlobung verschwand D. und bezahlte nichts, denn er hatte nie etwas in der Lotterie gewonnen. Das Schöffengericht verurteilte ihn am Mittwoch wegen Betrugs zu 20 Mark Geldstrafe.

Gasbrand. Auf eine Feuermeldung von Weller Hofstraße 44 rückte am Mittwoch abend der Automobil-Verein 3 nach Fionierstraße 25 aus. Dort war ein einreihiger Gasausgestrahler und in Brand geraten. Durch Schließen des Gasmessers wurde die Gefahr beseitigt.

Roheit. Am Donnerstag vormittag wurde der Kaufmann Richard Köhner, wohnhaft Schmiedehofstraße 13, angeblich von einem kleiner mit einem Messer gegen die linke Kopfschläge geschlagen, wodurch eine große Wunde entstand. Die Verletzung war derartig, daß der Bedauernswerte durch einen Sanitätswagen nach der Krankenanstalt Sudenburg gebracht werden mußte.

Weide Fäße verbrüht. Am Mittwoch abend gegen 6 Uhr wurde in der Schokoladen- und Biskuitfabrik von Hauswald, Sünder, Straße 23, ein Eimer mit kochendem Wasser umgestoßen, wodurch sich die Arbeiterin Frieda Fromme, wohnhaft Schifferstraße 23, beide Fäße erheblich verbrühte. Die Verunglückte fand Aufnahme in der Krankenanstalt Altstadt.

Die Sanitätsabteilung der Feuerwehr wurde am Mittwoch sechsmal in Anspruch genommen. Im Monat Januar trat sie 329 mal in Tätigkeit.

Ungetreuer Hausdiener. Verhaftet wurde der Hausdiener Walter K. von hier, der seit Mai 1910 in einem Geschäft am Breiten Weg in Stellung war und dort fortgesetzt Herren- und Damengarderoben gestohlen hat, und sein Bruder, der Fensterputzer Karl K. von hier, wegen Hehlerei. Letzterer trug, als er am 1. Mai die Schaufensterscheiben des betreffenden Geschäfts putzte, einen gestohlenen Anzug auf dem Leibe, der als solcher von einer Angestellten erkannt wurde. In seiner Wohnung wurden von der Kriminalpolizei noch ein gestohlener Anzug und eine Hohe, in der Wohnung der Eltern Sachen im Werte von etwa 1200 Mark und in der Wohnung der Schwester solche im Werte von etwa 62 Mark vorgefunden und beschlagnahmt.

Gestohlen wurden hier am 31. v. M. von einem Hofe im Eckhofring von einer Leine folgende zum Trocknen aufgehängte Wäsche: 3 weiße Bettlüber, 3 weiße Damenhemden und 3 weiße Handtücher. Sämtliche Wäschestücke sind „B. R.“ gezeichnet.

Verhaftet wurden die Witwe Margarete H. von hierwegen Vergehens aus § 180 des St.-G.-B., der Arbeiter Fritz K. von hier wegen Körperverletzung und Vergehens aus § 181a des St.-G.-B. und der Arbeiter Emil K. von hier wegen Vergehens aus § 181a des St.-G.-B. — Der Stallknecht Algis Kirsten aus Weihen i. S. zuletzt in Sintel, Kreis Osterholz, der von der Staatsanwaltschaft in Verden a. d. Aller wegen schwerer Diebstahls im Rückfall rechtskräftig verfolgt wird, und der Hausdiener und Arbeiter Wilhelm Vacker aus Berlin, der von der dortigen Staatsanwaltschaft zur Strafvollstreckung verfolgt wird, sind hier festgenommen worden.

Maschinen zur Bereitung von Brot und Brötchen. Der französische Ingenieur Guerinand hat sieben eine Maschine, die zur Formung von Broten jeden Gewichts bis zu kleinen Brötchen und Hörnchen hinab geeignet ist, zum Patent angemeldet. Die Maschine hat nach einer im „Cosmos“ gelieferten Beschreibung drei Zylinder, von denen der erste für Brote von 300 bis 1000 Gramm, der zweite für solche von 1 bis 2 Kilogramm und mehr, und der dritte für solche von nur 30 bis 200 Gramm dient. Aus diesen Zylindern, von denen selbstverständlich immer nur einer benutzt wird, gelangt der Teig auf Zylinder, die in ein fortlaufendes Band verwandelt. Dies läuft unter einem Messer durch, von dem es in Stücke von der verlangten Größe geschnitten wird. Die Regelung geschieht durch Einstellung von zwei gegenüberliegenden Nadeln, die dem Messer eine beliebige Geschwindigkeit der Bewegung erteilen. Bewegt sich das Messer schnell, so werden natürlich leichte Stücke entstehen, bei langsamer Bewegung schwerere. Dadurch wird also der Teig in bestimmte Gewichtsteile zerlegt. Das Messer geht bei jedem Hub zwischen zwei mit Tuch verklebten Brettern hindurch und wird dort jedesmal gereinigt. Andre Zylinder besorgen dann die Formung des Teiges, deren Verschiedenheiten durch die Stellung der Zylinder zueinander bedingt werden. Andre Vorrichtungen bewirken das Abschneiden der Brote in einer gewünschten Länge. Auch alle Einzelheiten wie die Erzeugung von Herben auf dem Brote können durch die Maschine bewirkt werden. Die Maschine soll zum Betrieb nur ein Drittel einer Pferdekraft bedürfen, und mit ihrer Hilfe kann ein einziger Arbeiter 1200 Brode in 1 Stunde formen. Für die Herstellung ganz kleiner Weißbrötchen und der beliebigen Hörnchen hat derselbe Erfinder noch eine zweite ähnliche Maschine konstruiert, der er den Namen La Viennoise (die Wienerin) gegeben hat. — In der Bäckerei des Konsumvereins geschieht schon jetzt die Brotbereitung bis auf wenige Handgriffe auf maschinellem Wege. Wann aber werden unsere Bäckmeister zur Anwendung von Maschinen übergehen?

Näherkammerbrand. Am Mittwoch abend wurde Böschung 2 (Sudenburg) durch einen Weller nach Braunschweiger Straße 15 gerufen. In einer Näherkammer war durch den Schwofelbälter der Fußboden und Balken in Brand geraten. Das Feuer teilte sich den Nachbarwaren mit, so daß mit einer Schlauchleitung von der Gaspreise vorgegangen und das Feuer gelöscht wurde. Nach fast einstündiger Arbeit war die Gefahr beseitigt. Die Entstehung dürfte auf die schadhafte Viehställe des Fußbodens zurückzuführen sein.

Schornsteinbrand. Am Mittwoch nachmittag war Altes Fischerufer Nr. 34 der Ruß in einem Schornstein in Brand geraten. Durch ein Kommando der Feuerwehr wurde der brennende Ruß entfernt.

Zentraltheater. Am Mittwoch wartete die Direktion wieder mit einem neuen Programm auf. Alle, die menschliche Kraft und Gewandtheit bewundern und herzlich lachen wollen, kommen dabei auf ihre Rechnung. Berla Verte eröffnete anmutig den Reigen mit ihren muntern Liedern. Sie erwarb sich sehr schnell den Beifall der Zuhörer. Vullbogen werden allgemein als ungemüthliche, bissige Geistesverleugert. Das Urteil ist aber auch nicht immer zureichend. Es kommt offenbar bei diesen Vierfüßlern auch nur auf die Umgebung und auf die Behandlung an. Sie benehmen sich, wenn man sie nur recht zu fassen und anzuziehen weiß, beim Nasenflackel bürgerlich wohlgeartet und manierlich, schütern, gibt man ihnen brauchbares Handwerkzeug, bei Meister können sie sich darauflos und produzierend sich auch als Gaukler. Auf dem Kaiserhof stehen sie ebenso stramm wie hinterponierte Meerkatzen und blühen auch ebenso geistreich drein. Diese und andre Dantierungen führten die Bulldoggen der M H M a r y Parley zum größten Vergnügen des Publikums mit Würde und Geschicklichkeit aus. Die Jansky's Nischen-Akt letzte dann in Erscheinung. Willi Walter-Schreiber errang letzte laute Zustimmung. Die 3 Meers zeigten, daß man auch bei den halbschneidenden Uebungen am Drahtseil den Humor zu Worte kommen lassen kann. Die 5 Musical-Lunds bereiteten einen eigenartigen musikalischen Genuss. Eine Fantasia im Villard-Salon war die darauffolgende Vorführung benannt, die körperliche Kraftleistungen erforderte, wie sie kaum zu übertreffen sind. Dann kam Walter Steiner, der Humorist, und sorgte, daß Kiezeper und Philister ebenso geräuschvoll ihre Heiterkeit äußerten wie notorische Vacher. Green and Wood, die Springer, sorgten für einen lustigen und tollen Abschluß.

Walhalla-Theater. Vor gut besetztem Hause präsentierte sich am Mittwoch abend zum erstenmal das Original-Parifiana-Ensemble, und zwar in vier zum Teil recht prächtigen Opern. Der erste davon, „Lurcheimnisse“, ein Varietés-Interieur von August Neubardt, spielt in einem — Pierdestall, allerdings in dem eines Rammhals bezugenden Grajen. Ein wunderliches Gruchgemisch von Bachowski und Stadtmager geht von dieser Nummer aus, die den Zuschauer einen interessanten Blick in die Sphäre der Lurmenischen Welt läßt. In ein ähnliches Milieu versetzt uns der Oper „Verbotene Frucht“ sowie die Varietés-Burleske „Das Nr. 33“, wobei die Wadmuster in starke Schwüngen gekehrt werden. Ein Charakterstück, das starkes schaupielerisches Können voraussetzt, brachte der Stech „Ein wenig Kluft“. Das Ensemble ist vorzüglich eingepiekt und verläßt aber nur gute Kräfte. Die Inzenerung könnne wie Riquiten und tadellos und verraten Pariser Geschmack. Ein immer gut besetztes Haus steht dem Walhalla-Theater für diesen Monat sicher in Aussicht.

## Kongerte, Theater, Sport u.

Stadtheater. Wir machen darauf aufmerksam, daß der erste Meisterpiel-Abend, am 10. Februar (Erstmal und Fiolde), außer Abonnement stattfindet. Dadurch ist die Direktion in der Lage, den weitgehenden Willeitsforderungen leichter Genüge leisten zu können und den Abonnementen aller Serien ist die Möglichkeit gegeben, dieses Gesamtspiel allerersten-Gänger zu hören. Nachdem das Gastspiel des Bräutchen-Centa-Brö wegen Unpäßlichkeit bis zum März verlegt werden mußte, wird am Sonntag die neuinstudierte deutsche Komödie von Otto Ernst „Jugend von heute“ mit unserem heimischen Personal gegeben werden. Die Inzenerung hat Regisseur Ernst Baum „Jugend von heute“, eine lustige Veripottung der hypermodernsten, frastgenialischen Verirrungen der heutigen Jugend, besonders in der Kunst, war lempzeit ein vielgeehrtes Kassenstück des bekannten Verfassers von „Nachmann als Erzieher“.

Zentraltheater. Wie uns aus Köln mitgeteilt wird, hat im dortigen Metropol-Theater die Komödie „Das Reunantis-Liebesgen“ bei der Uraufführung einen ganz außerordentlichen Erfolg erzielt, der von der gesamten Presse einmütig konstatiert wird. Bemerkenswert sei noch, daß das unter der Direktion des Herrn Joseph Stein stehende Metropol-Theater während des Sommers ein längeres Gastspiel im hiesigen Zentraltheater absolvieren wird. Die zahlreiche Operettengemeinde Magdeburgs wird also voll auf ihre Kosten kommen, zumal noch verschiedene erfolgreiche Schläger zur Aufführung erworben sind.

Färkenhpf-Theater. Am Freitag hat Direktor Müller-Opport einen großen Ansnahmslag angelegt, und zwar hat jeder Erwachsene ein Kind frei. Es findet die letzte Aufführung von „Marianne, ein Weib aus dem Volke“ statt. Alle Vorzugskarten gelten.

## Letzte Nachrichten.

### Große Dynamitexplosion.

Hd. New York, 2. Februar. In der Explosion im New Yorker Hafen wird noch folgendes berichtet: Es sind im ganzen 22 Tonnen Dynamit explodiert. Zwei Waggons, die mit Dynamit beladen waren, sollten in ein Boot umgeladen werden. 20 Personen sind getötet und einige 100 verletzt. Sonst ist der angerichtete Schaden nur unbedeutend. Zahlreiche Passagiere eines Dampfbootes, welches in dem Moment in der Nähe der Unglücksstelle vorüberfuhr, wurden durch Glasscherben usw. verletzt. In Wallstreet und auf dem Broadway entstand eine Panik; die Hauptverkehrsstraßen wurden von der Feuerwehr und der Polizei abgesperrt, da man zunächst an ein anarchistisches Attentat glaubte. (Siehe kleine Chronik. Red.)

Hd. London, 2. Februar. (Eigener Drahtbericht der „Volksstimme“.) Nach den neuesten aus New York vorliegenden Depeschen sind bei der Dynamitexplosion auf dem Boote 25 Personen sofort getötet. Ueber 1000 Personen sind mehr oder minder schwer verletzt. In den Hospitalen sind Hunderte von leicht Verletzten verbunden worden. Von dem Boote, auf dem die Explosion stattfand, ist kein Splinter vorhanden. Ebenso fehlt jede Spur von den elf auf dem Boote beschäftigt gewesen Männer. Auf einem benachbarten Kai sahen eine Anzahl Hafenarbeiter bei ihrem Mittagssnahl. Als die Explosion erfolgte, waren im Nu Kai und Arbeiter verschwunden. Allein in New Jersey wird der Schaden auf 4 Millionen Dollar geschätzt.

Hd. London, 2. Februar. Piefige Blätter berichten noch zu der gestern im Hafen von New York erfolgte Explosion: In Jersey City wurde die Station der New York-Zentralbahn beinahe vollständig zerstört.

Hd. Berlin, 2. Februar. (Eigener Drahtbericht der „Volksstimme“.) In parlamentarischen Kreisen wird die Tatsache besprochen, daß die konservativen bei den Sitzungen des Seniorenkongresses des Abgeordnetenhauses fernblieben. Der Vorsitzende, Sobrecht (natl.), konnte aus diesem Grunde den Konvent nicht einberufen. Ein weiteres Zusammenwirken erscheint ausgeschlossen, so daß der Konvent als aufgelöst zu betrachten ist.

Hd. Münster in Westfalen, 2. Februar. (Eigener Drahtbericht der „Volksstimme“.) Vor dem Oberkreisesgericht wurde der Arbeiter Klopung zu 8 Jahren und 3 Monaten Zuchthaus verurteilt, weil er als Kaserist bei einer Uebung einen Zivilisten erschlug.

Hd. London, 2. Februar. (Eigener Drahtbericht der „Volksstimme“.) Der „Times“ wird aus New York telegraphiert, daß auf den Bürgermeister Gaynor ein zweites Attentat versucht wurde. Der Täter wurde aber, noch ehe er die Tat ausführen konnte, überwältigt und verhaftet.

Hd. London, 2. Februar. Die Vereinigung der Druckerbeiziger hat beschlossen, zur Unterstützung der Londoner Druckerbeiziger in ihrem Streite mit den Angestellten hinsichtlich der Arbeitsstunden für ganz England die Auslieferung zu erklären. Die 14 tägige Kündigung soll am 11. Februar ausgesprochen werden, doch dürfen die führenden Provinzblätter nicht betroffen werden.

Hd. Paris, 2. Februar. Auf der Eisenbahnlinie Valencia-Torreblanca ereignete sich gestern ein furchtbarer Eisenbahnunfall. Der Expresszug, der vorgestern abend bei furchtbarem Sturm von Valencia abgegangen war, entgleiste. Der Oberbau der Bahn war infolge der andauernden Regengüsse vollständig demoliert worden. Als der Zug an der betreffenden Stelle über die Schienen hinwegfuhr, muß das Erdreich des Bahndammes ins Rutschen gekommen sein. Bei Abgang des Telegramms hatte man bereits über 30 Tote aus den Trümmern gezogen. Weitere Einzelheiten über das Unglück fehlen zurzeit noch.

Hd. Lissabon, 2. Februar. Gestern wurde die bällige Armee für Offiziere und Mannschaften des Geeres und der Marine beröfentlicht, die bis zum 4. November disziplinarisch bestraft worden sind.

Hd. Madrid, 2. Februar. Festiges Unwetter herrscht an der Mittelmeerküste. Viele Fischerbarken sind untergegangen. Soweit bisher bekannt, sind dabei etwa 20 Personen ums Leben gekommen.

Hd. Barcelona, 2. Februar. Seit vorgestern abend herrscht an der ganzen katalonischen Küste ein heftiger Sturm, der von Regengüssen begleitet ist. Der gesamte Schiffsverkehr ist lahmgelegt. Das Meer hat bereits eine große Anzahl von Leichen an Land gespült. Man glaubt, daß die Zahl der Opfer sehr groß ist.

Balencia, 2. Februar. Bei einem Eisenbahnunfall zwischen Copepa und Torreblanca sind zwei Personen getötet und mehrere verletzt worden.

## Wettervorhersage.

Freitag: Leicht trüb, etwas wärmer, geringe Niederschläge.

Zur

# Konfirmation

# SCHWARZ

und farbige

# Kleiderstoffe

## Preiswertes Extra-Angebot!

### Schwarze Kleiderstoffe

<b>Cheviot</b> reine Wolle . . . . .	Meter	95	75	95
<b>Cheviot</b> exproble Bij. Qualitäten, reine Wolle, 110 cm br.	Meter	2.25	1.95	1.65
<b>Satintuch</b> reine Wolle, solide Qualitäten . . . . .	Meter	1.65	1.35	1.10
<b>Satintuch</b> Prima reinwollene Qualitäten, 110 cm breit	Meter	3.00	2.75	2.50
<b>Kammgarn-Croisé</b> reine Wolle, 90-110 cm breit	Meter	2.75	2.25	1.65
<b>Mohär-Krepp</b> vorzügliche Qualitäten, mit schönem Glanze .	Meter	2.50	1.95	1.35
<b>Mohär, Serge und Armure</b> gebiegene Qualitäten	Meter	4.50	3.75	3.00
<b>Alpaka und Panama</b> vorzügliche Qualitäten, mit tiefem Glanze, 110 cm breit . . . . .	Meter	5.00	3.75	3.00

### Weißer Kleiderstoffe

<b>Wollbatist</b> gute reinwollene Qualitäten, 90 bis 110 cm breit	Meter	2.25	1.65	1.35	1.00
<b>Kaschmir</b> reine Wolle, exproble Qualitäten . . . . .	Meter	2.25	1.95	1.50	1.25
<b>Cheviot</b> reine Wolle, 90 bis 110 cm breit . . . . .	Meter	2.25	1.95	1.65	1.35
<b>Satintuche und Kammgarnstoffe</b> reine Wolle, 90 bis 110 cm breit	Meter	2.75	2.40	1.75	1.50
<b>Wollbatist-Rayés und Jacquards</b> in schönen Mustern	Meter	2.25	1.75	1.45	1.15
<b>Wasch-Alpaka</b> doppeltbreit, aparte neue Muster . . . . .	Meter	0.85	0.75	0.65	0.55
<b>Wasch-Panama und Cheviot</b> besserer Stoff für Wolle	Meter	1.35	1.20	1.00	0.85

**Edel-Damentuch**  
130 cm breit  
erfüllteste,  
exproble Qualitäten  
Meter 5.50 4.75 **3.50**

### Farbige Kleider- und Kostümstoffe

<b>Cheviots</b> reinwollene Qualitäten, in modernen Farben	Meter	2.25	1.65	1.35	95	75
<b>Mohär-Diagonals und -Chevrons</b> solide Qualitäten, schöne Farben	Meter	1.80	1.35	1.20	90	95
<b>Moderne Phantasiestoffe u. Alpakas</b> überraschende Ausmaße	Meter	2.50	1.95	1.50	1.10	
<b>Kostümstoffe</b> in englischer Art, 90 bis 130 cm breit . . . . .	Meter	4.50	2.75	2.10	1.65	1.25

<b>Satintuch- und Kammgarnstoffe</b> reine Wolle, neue Farben	Meter	2.75	2.25	1.65	1.25
<b>Wollbatist und Voile</b> aparte Fashion-Neuheit, in schönen Farben, 110 cm breit . . . . .	Meter	3.00	2.35	1.75	
<b>Popeline und Armure</b> moderne Webarten, elegante Qualitäten, 110 cm breit . . . . .	Meter	4.50	3.50	2.75	

**Halbfertige Roben**  
in Taill,  
Sapon, Seidenbatist  
in modernster Verarbeitung  
Stück 27.00 22.50  
19.50 15.00 10.50 **8.50**

### Futterstoffe

<b>Jakonett</b> schwarz und grau . . . . .	Meter	24	33	38
<b>Tailenkörper</b> schwarz und grau . . . . .	Meter	28	34	43
<b>Reversible</b> doppelseitig bedruckt . . . . .	Meter	36	45	52
<b>Twilled</b> englische Damast, 100 cm breit . . . . .	Meter			90
<b>Lüster</b> in schwarz und farbig . . . . .	Meter	35	53	58
<b>Satin</b> in allen Farben, 90 und 150 cm breit . . . . .	Meter	65	80	95
<b>Samtstoff</b> in allen Farben . . . . .	Meter		35	45

### Damen-Wäsche

<b>Damen-Hemden</b> aus Dowlas oder Hemdentuch, Schulterschluß, mit Spitzen garniert . . . . .	Stück	1.10	1.25	1.35
<b>Damen-Hemden</b> aus Hemdentuch, Schulterschluß, mit Saugette garniert . . . . .	Stück	1.25	1.50	1.75
<b>Beinkleider</b> (Steinfason) aus Hemdentuch, mit Stückerivolant garniert . . . . .	Stück	1.25	1.50	1.75
<b>Beinkleider</b> mit ausgebogtem oder mit Stückerivolant garn. . . . .	Stück	90	1.00	1.25
<b>Unterröcke</b> aus weiß gerauht Varchent, mit ausgebogtem Bolant . . . . .	Stück	1.25	1.50	1.75
<b>Stickerei-Unterröcke</b> mit schönem, breitem Stickerei-Bolant . . . . .	Stück		1.50	2.00
<b>Stickerei-Unterröcke</b> mit Stickerei-Einfach und breitem Stickerei-Bolant . . . . .	Stück	2.40	2.75	3.50

**Glacé-Handschuhe**  
in schwarz, weiß und farbig  
in größter Auswahl  
zu billigsten Preisen!!

# H. Lublin

# Die zweite Welt

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1911

## Die Pariser.

Roman von Alfred Roch.

(Fortsetzung)

Es war um die zweite Morgensunde. Der Bürgermeister war aus der Pfarre in seine Behausung zurückgekehrt. Er dachte noch nicht an Schlaf. Ruhelos wanderte er in seiner Amtsstube auf und ab. Er war wahrhaftig nicht fürchterlich, allein der plötzliche Tod des Ortsgeistlichen hatte ihn doch erschreckt und das Gesamner der Pärnersche hatte ihm auch zugesetzt. Auf neunundsechzig hatte es der Pfarrer gebracht, war ihm also um drei Jahre voraus gewesen. Er selbst spürte nichts von Alter und Schwachheit. Auf dem Feld stellte er noch seinen Mann. Wenn's Klopffische abschte, Koz Kränk! nahm er noch manchem den Kizel. Seine Häuser waren im Dorfe bekannt. Freilich, der Tod vergaß keinen. Das war nicht anders in der Welt. Der Pfarrer hatte die Zeit her gekränkelt. Es war wohl eine Blutstodung, die ihn so jäh niederwarf. Letzten Sonntag noch hatte er in seiner Predigt den Weltknechten, den Krastlern und Saufnasen ihr Fett gegeben. Er hatte es immer vermeiden, dem Pfarrer in kirchlichen Dingen sein wahres Gesicht zu zeigen. Er glaubte nicht an Hölle und Teufel; aber er verschloß seine Gedanken in sich. Einmal zwar war ihm ein bitteres Wort entschlüpft. Das war selbignal, als sein Kestester, der Heinrich, in Darmstadt bei den Dragonern den Todessturz tat. Da war der Pfarrer gekommen und wollte ihn trösten. Und seine Widerrede war gewesen: „Herr Pfarrer, 's heißt, ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe und du lang lebst auf Erden. Mein Heinrich war ein guter Sohn, hat Vater und Mutter gehört und hat so früh fortgemußt. Wo bleibt da oben die Gerechtigkeit?“ Und der Pfarrer hatte gesprochen: „Bürgermeister, Ihr lästert Gott. Euch fehlt die Demut. Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demütigen gibt er Gnade. Legt den alten Menschen ab und zieht ihnen neuen an.“ Darauf war er grob geworden, und der Pfarrer war ohne Abschiedsgruß gegangen. Auch im Dorfe hatten sie gepöbert: „Der Heinrich hat für die Sünden seines Vaters sterben müssen.“ Wäre jemand vor ihn getreten mit solchem Nachhauzgeschwäg, er hätte ihn kurzrummelklein geschlagen. Mit dem Pfarrer bahute er später wieder ein halbwegs gutes Verhältnis an. Dieser hatte den Philipp, seinen Zweitgeorenen, unterrichtet, bis der in die Kreisstadt auf das Gymnasium kam. In der Familie sollte er Hochstudierter sein. Wie nun der Heinrich gestorben war, trat der Philipp an des Erstgeorenen Stelle und gab Gymnasium und Stu-

dium auf. Jenes Mal hatte der Pfarrer gesprochen: „Bürgermeister, überlegt's Euch zweimal, eh' Ihr den Bub auf den Hof tut. Ich schäg', er taugt zum Landwirt nicht.“ Prostemahlzeit! Das fehlte noch, daß man sich vom Pärner ins Werk schwächen ließ. Rasch gesagt und schlecht bedacht. Der Pärner behielt Recht. Bald wurde das ganze Dorf es gewahr: Der Vater war der Schaffer, der Sohn der Spazierer. Das Backern paßte dem Studierten nicht. Eine



Clara Müller-Jahnke.

Veischäftigung mußte er haben. Was tat man nicht für sein Kind! So richtete er ihm die Sägemühle ein. Die war ein Faß ohne Boden und verichlang eine Unmasse Geld. Da stand man groß da, war Bürgermeister und galt als reicher Mann. Und die Sorgen fraßen einen auf. Droben auf dem Kirchenplatz hörnte der Hannbalzer drei. Der Bürgermeister hielt in seiner Wanderung inne und legte die Hand an die breite Stirn. Kopfschmerzen hatte er bis dahin noch nicht gekannt. Seit Abend spürte er so etwas. Teufel auch! Das kam von dem nächtlichen Trübel.

Er trat an den Schreibtisch und blies das Petroleumlämpchen aus. Dann knüpfte er das

Leibchen auf und begab sich hinter den großen Altenschränk, wo seine Bettstatt aufgeschlagen war.

2.

Vom Oberdorf führte in nicht viel mehr als zehn Minuten ein Bizinalweg zum Fichtenhof. Ehemals von den Eigentümern, den Freiherrn von Humbracht, bewirtschaftet, war dieser später in Pacht gegeben worden. Als im Jahre 1796 die französischen Truppen brandschatzend das Hessenland durchzogen und auch den Fichtenhof plünderten, rettete der Knecht Daniel Specht dem Freiherrn Renatus von Humbracht das Leben. In Anerkennung dieser Tat vermachte der Gutsherr seinem Knecht einen Wald, den Röderkopf. Der war im Verlauf von sechzig Jahren Gemeingut vieler Erben geworden. Zur Zeit, da der Bürgermeister Wallenfels sein Amt antrat, teilten sich neun Familien in seinen Besitz. Diese waren durch Brandschäden und Magernten in Not geraten. Des Bürgermeisters Trachten war auf den Röderkopf gerichtet. Den Bedrängten gewährte er Darlehen um Darlehen und ließ sich ihre Liegenschaften verpfänden. Die Zinsen summteten sich an, ohne daß er auf Zahlung bestand. Eines Tages aber, als ihm das Maß voll zu sein schien, legte er die Maske des nachsichtigen Gläubigers ab und ging gegen seine Schuldner schonungslos vor. Er kündigte ihnen die Hypotheken und erwarb bei der darauf folgenden Versteigerung um einen Spottpreis den Wald. Den verkaufte er wieder mit beträchtlichem Nutzen an seine Gemeinde und wurde über Nacht zum vermögenden Mann. Die Ausgepfändeten hatten als selbständige Bauern den Pflug geführt, nunmehr als Steinklopfer ein dürftig Leben zu fristen, gab ihr Stolz nicht zu. Daher wanderten sie nach Frankreich aus. Unter den Emigranten war der Bauersmann Heinrich Specht mit seinem Weib und seinem Jungen, ein Nachkomme jenes Knechts, dem einst sein Herr den Röderkopf verschrieben hatte. In Paris fand er wie die meisten seiner Landsleute als Straßenkehrer Veischäftigung. Im Faubourg St. Marcel war eine ganze Kolonie von Oberhessen beisammen. Ein deutscher Lehrer erteilte den Kindern Unterricht. Die Lebensmittel waren nicht teuer. Auf dem Bastilleplatz hielt der rote Pröcher von Schotten echte heijische Zerbelatwurst feil. Die Franzosen kamen den deutschen Dickköpfen freundlich entgegen. Diese hatten sich über nichts zu beklagen, nur daß das Heimweh an ihrem Herzen nagte.

Während der Arbeitszeit war zu langen Gesprächen keine Gelegenheit. Desto lebhafter flogen in den Feierstunden die Reden hin und her. Meist war es der Bürgermeister Wallenfels, der im Mittelpunkt der Unterhaltung stand. Da war keiner, der nicht ein Stücklein von seiner Gewaltfätigkeit, seiner Herrschsucht und Gabsier zu erzählen wußte. Stieg so das Bild des Verhakten vor ihnen auf, dann brannten die alten Wunden, und sie knirschten mit den Zähnen in ohnmächtiger Wut. Und es geschah, daß der Heinrich Specht von schwerer Krankheit heimgesucht wurde, der er nach langem Siechtum zum Opfer fiel. Ob er die Augen schloß, nahm er seinem Sohn das Gelöbniß ab, dem Gemeindefürsten entgegenzutreten, was er der Familie angetan. Bis zum Ausbruch des Kriegs blieben die Oberhessen in Paris. Dann wurden sie mit den übrigen Deutschen ausgewiesen. In den letzten Augusttagen des Jahres 1870 trafen sie wieder in ihrer Heimat ein. Nicht als Bergweilte und Bedürftige, wie sie ausgezogen waren, sondern als Menschen, die einen freien Blick gewonnen hatten und auf einen gepicktenbeutel pochen konnten. Ihr Eigentum war längst in andere Hände übergegangen. Nun bauten sie sich im Unterdorf an und bildeten eine stille Genossenschaft, den Tyrannen zu stürzen. Allen war klar, ob auch noch Jahre bis zum Ablauf seiner Amtszeit hingehen würden, daß man jogleich mit der Agitation beginnen müsse. Hierbei war die Spechtmarie, die Witwe des in Paris verstorbenen Heinrich Specht, das eigentlich treibende Element. Sie kamnte vom Nichtenhof, wo ihr Vater über vierzig Jahre lang das Amt eines Schweizers versehen hatte. Als Kind war sie einmal heimlich in die Stadt gelaufen und hatte dort, hungrig wie eine Kirchenmaus, vom Fenstereck eines Wädeladens einen Wackelbrot Die Wädelersfrau, die es bemerkte, schenkte ihr noch einen dazu und sprach:

„Du das nicht wieder!“

Beckämt war sie fortgeschlichen. Daheim fühlte sie das Bedürfnis, sich bei jemand auszusprechen, und offenbarte ihrem Spielgenossen, dem Heinrich Specht, was sie verriet hatte. Der gehand, er habe seiner Mutter während der Armes ein Zweigrodenstück aus dem Geldtrumpf gestriekt. Beide drückte die gleiche Schuld. Sie saßen sich mit ernsten Blicken an und gelobten einander, nie mehr zu stehlen. Sobald der Heinrich Specht in das heiratsfähige Alter getreten war, nahm er die Marie vom Nichtenhof zur Frau. In ihrer Ehe schied kein böses Wort. Ihr Stolz war ihr Sub, der Karl. Mit zehn Jahren war der schon so stark, daß er älteren Jungen Meibest einlöste. Dabei hatte er einen offenen Kopf. In Paris war er von den Dörflern einer der ersten, die die französische Sprache erlernen. Auf dem Bastilleplatz wurde er mit einem liegenden Buchhändler bekannt. Der erzählte ihm, hier habe Frankreich seine Freiheit wiedergefunden. Vor der Notre-Dame schloß er mit einem alten Invaliden Freundschaft. Dieser führte ihn in den gigantischen Bau und zeigte ihm den Platz, wo der erste Napoleon sich die goldene Krone aufs Haupt gesetzt hatte und vom Papst gesalbt worden war. Durch die Noisten fiel das Tageslicht gedämpft herein und brach sich in tausend bunten Farben. Auf den großen, freien Plätzen, den Boulevards, vor den hohen Gebäuden füllte sich seine Seele mit Bildern, die nicht wieder verflachen. Obgleich die Abreise von Paris in größter Hast vor sich gegangen war, glückte es ihm doch, allerlei Andenken mitzunehmen. Nach lange nachher trug er sein Käppi. An Sonn- und Feiertagen zeigte er sich mit einer vierreihigen, überlangen Uhrkette, die er von einem Uhrmacher in der Rue d'Artois erhandelt hatte.

Im Dorf wurde er nach fast achtjähriger Abwesenheit als ein halber Ausländer zuerst mit Mißtrauen behandelt. Inzwischen drängte er

sich niemand auf. Der einzige, an den er sich, abgesehen von den Pariser Gefährten, enger angeschlossen war der Lehrer Moldenhauer, der unter den unaufrichtigen Schikanen des Bürgermeisters zu leiden hatte. Der Umgang war der Spechtmarie eben recht, denn sie wollte, daß der Gedanke an das Werk der Rache in ihrem Sohn lebendig bleibe. Unverrückt ihr Ziel im Auge behaltend strebte sie zunächst danach, ihren Besitz zu befestigen und zu vermehren. Als ihr das gelungen war, setzte sie alles in Bewegung, was ihren Zwecken zu dienen geeignet war. Wallenfels stand auf der Höhe seiner Macht. Die Gemeinderäte mußten nach seiner Pfeife tanzen, weil fast jeder von ihnen etwas zu vertuschen hatte. Alle empfanden höchst unbehaglich den Druck des Oberganers, ihn abzuschütteln wagten sie nicht. Eine oft gehörte Klage war, daß der Bürgermeister bei der Verteilung der Steuern parteiisch verfuhr, sofern er kleinen Leuten, die nicht zu seinen Kreaturen zählten, Lasten auferlegte und die Söhne reicher Bauern davon befreite. Den Lehrer, der mit redlichem Willen bemüht war, bessere Schulverhältnisse zu schaffen, fuhr er an, was er sich denn dabei denke, daß er den Kindern der Armen höhere Plätze anweise. Auf die Geheißigkeit komme es gar nicht an. Er mache die Menschen widerbärtig. Wenn es künftig an Säuscheizern und Steinklopfern fehle, werde man ihm das ankreiden.

So zahlreich die Akte der Willkür waren, deren der Dorfgewaltige sich schuldig machte, gefiel es ihm doch manchmal, ein paar armen Schülern aufzuhelfen, ja sie mit Wohlthaten zu überhäufen. Diese saugen dann sein Lob in allen Tonarten und gingen für ihn durchs Fener. In seiner Familie trat er nach dem jähen Tode seines ältesten Sohnes minder schroff und rücksichtslos auf. Seine Frau, die Lisekathrin, war die Tochter des Talmüllers in Friedborn. Als junges Mädchen hatte sie in Herleshausen die Predigten eines Missionars gehört und war entschlossen, ihn nach Südamerika zu begleiten. Dem widersetzte sich ihr Vater. Ein langer Streit endete damit, daß sie die Waffen streckte und den Mann heiratete, den ihr die Patin zuführte. Das war der Melchior Wallenfels. Sobald sie ihre Pflicht als Hausfrau erfüllt hatte, zog sie sich in ihre Kammer zurück und las erbauliche Schriften. Spottete ihr Mann: „Si, Du Wunderliche, gelle, Du willst mit Schuh' im Strümpf in den Himmel?“ ließ sie das ruhig über sich ergehen. Des Bürgermeisters Zweitgeborener, der Philipp, verursachte dem Vater viele bittere Stunden. Zum Landwirt hatten ihm Neigung und Fleiß gefehlt. Als Sägemüller hielt er zwar auf einen flotten Betrieb, doch fehlte ihm die Geschäftsfertigkeit, das Unternehmen mitbringend zu gestalten. Bei seiner Unfähigkeit kehrte er noch den Großhaus heraus. Wenn er — was mehrmals in der Woche der Fall war — in der Kreisstadt erschien, traf er mit Rumwanen zusammen, die ihm schmeichelten und sich von ihm freihalten ließen. Die Mädchen spielten in seinem Leben eine große Rolle. Er knüpfte Verbindungen an, die nicht ohne Folgen blieben, und sein Vater mußte den Beutel ziehen. Die Annegret, des Bürgermeisters Tochter, hatte ein Jahr lang die Haushaltungsschule in der Stadt besucht und dort mancherlei angenommen, was ihr im Dorf den Beinamen „Die Härneme“ eintrug. In Burtschen, die sie umwarben, fehlte es nicht, doch dachte sie noch nicht daran, das Weibrötchen zu baden. Der Bürgermeister machte nach seiner Seite hin seinen Einfluß geltend. Einmal war die Aufsicht der Annegret auf dem Hof jäwder zu entbehren, dann hatte sie eben erst die Französisch überhritten. Kam die Zeit, würde er schon für den Prätigam sorgen.

Über alles, was auf dem Hof und in der Kammer des Bürgermeisters vorging, waren die Pariser aufs genaueste unterrichtet. Ein

glücklicher Zufall arbeitete ihnen in die Hände. Das Kreisamt hatte die Gemeinde aufgefordert, zwei Straßen anzulegen, die die Verbindung mit den umliegenden Dörfern verbessern sollten. Vom Staat war eine Beisteuer unter der Bedingung versprochen worden, daß die Arbeit bis zu einem gewissen Zeitpunkt vollendet sein müsse. Der Bürgermeister rührte sich nicht und ließ die Frist verstreichen. Die Gemeinde war seine Rede, könne das Geld sparen. Er hatte sich gründlich verrechnet, denn nun ließ die Regierung die Straßen bauen und legte der Gemeinde die Kosten auf. Das machte böses Blut im Dorf. Von der Anhängererschaft des Bürgermeisters schwenkten viele zu seinen Gegnern ab. Bei den Gemeinderatswahlen, die bald darauf stattfanden, brachten die Pariser zwei ihrer Kandidaten durch. Das war ihr erster, namhafter Erfolg.

Fortan sah sich Wallenfels zwei unabhängigen Männern gegenüber, die seine Amtshandlungen überwachten und sein rechtswidriges Verhalten, soweit sie es nicht verhindern konnten, aufs schärfste brandmarkten. Und doch war sein Einfluß noch so groß, daß die einen meinten, es würde vieler Hiebe bedürfen, ehe dem alten Baum die Art bis ans Mark dränge, die anderen seinen Sturz gar für unmöglich hielten.

Zu jener Zeit hatte er zwei mittelaltliche Bauern, die sich wegen eines Fegens Ackerland stritten, zu einem Süßneversuch geladen. Als er sah, daß seine Vermittlung zwecklos war, faßte er die Protokollmacher beim Kragen und wamste sie gehörig durch. Das half, denn nun verglichen sie sich. Der Vorfall wurde viel besprochen. „Der Bürgermeister“ hieß es, „wann den Gewaltsmensch vorn hin, das is wahr, aber ein Mordskerl is he doch!“

Für die Spechtmarie war es ausgemacht, daß ihr Sohn sich um das Bürgermeisterramt bewerben müsse. Es war von großer Bedeutung, daß sie den Heilmannshenner, den Barbier, zu sich herüberzog. Der war an den Wochentagen als Dampfpfropfer, Seilgehilfe und Geschäftsbemittler tätig. Sonntag vormittag ratierte er seine Kunden. Dann ging sein Mund wie geschmiert. In unauffälliger Weise brachte er das Gespräch auf die künftige Bürgermeisterrwahl und sagte, er habe gehört, dem Melchior Wallenfels solle ein jüngerer Kandidat entgegengestellt werden, der einen Kopf habe wie ein Kirchturm und ein geregelt Werk. Auf die Frage, wer denn das sei, antwortete er: „Genaueres wisse er nicht, dem Zeitgeschwätz mag sei's der Spechtkarl. Bei geringen Bauern drückte er sich minder vorfichtig aus und empsah geradezu den Pariser als einen rechtschaffenen Menschen, der auch dem armen Mann etwas gönne. Auf diese Weise kam der Stein in Rollen. Die Helfer der Spechtmarie beschäftigten beim Mähen, Dreschen und Kartoffelarbeiten die wehrfähigen Tagelöhner und Arbeiter bezahlten ihnen einen höheren Lohn und anderen, die verheiratet waren, nach dem Mäheessen noch ein Stück Speck, ein paar Eier, und auch einen Topf Milch mit nach Hause. Der Landwirt, der dem Bürgermeister keine feind war, sich zu den Pariser schlagen und voranzusehen. Gäste, die für die Stadt datur Specht gewonnen werden sollten, bedient er mit besonderer Aufmerksamkeit, säusliche Zahlern gewährte er Kredit, ja er verabreichte verschiedentlich Bier und Brantwein um Erlundigte sich ein Neugieriger, wem man das Glück zu verdanken habe, erwiderte er: „Dritt nur, 's is einer, der's kann!“

In einer von Nachgier erfüllten Umgebung war der Spechtstari zum Mann gereift. Was der Vater ihm auf die Seele gebunden, lebte nun vergriffen in ihm fort. Zuweisen padte ihn die Erinnerung, daß ihm die Arme bei der Arbeit schlaff herunterhingen. Und seine Gedanken flogen auf wie schwarze Vögel und wanderten

in das ferne Paris. Auf dem Siechbett im engen Stübchen lag der Vater und sah die schmerzenden Köpfe mit beiden Händen. Verhalten drang der Särm der Straße herauf. Die Mutter weinte vor sich hin. Endlich schlummerte der Kranke ein. Als er erwachte, schien er ein wenig gekräftigt. Er sprach vom Großvater Specht. Der war, bevor seine Kinder die Heimat verließen, beim Bürgermeister gewesen und hatte ihm vorgelesen, er sei zu alt, mit nach Paris zu gehen, er wisse nicht, wo er künftig sein Haupt niederlegen solle. Wallenfels hatte ihn ins Armenhaus gewiesen. Dort war er denn auch gestorben. Er ruhte wenigstens in heimischer Erde. Aber hart war's, in fremdem Land begraben zu werden. Und der Karl vermeinte des Vaters Stimme zu hören:

„Du weißt, was der Bürgermeister bei uns im Salz liegen hat. Ich hatt' im Sinn, ein Jahrer sechs, auch sieben hier zu schaffen. Wann's dann gelangt hätt', gedacht' ich heimzumachen un net eher zu ruhen, bis der Hund auf's Hautloß kommt. Das is nu vorbei. Aber Du seist da als mein Sohn un verspricht mir in die Hand hinein, daß Du's dem Wul' heimzahlen tust.“

Und der Karl gab seinem Vater die Hand: „Verlaßt Euch drauf, ich zahl's ihm heim.“

Er sah des Sterbenden Blick auf sich gerichtet. Ein rasender Schmerz zerriß ihm die Brust. Sich an dem Bürger zu rächen, der seiner Familie den letzten Blutstropfen ausgefangt, der des Vaters frühen Tod verschuldet, betrachtete er als heilige Pflicht.

Es war etwa ein Jahr vor der Bürgermeisterwahl. Dem Dorfe war ein reicher Erntesege besichert. Die Alten schritten mit sorgenfreier Stirn einher, die Jungen ließen ihrer Lustigkeit freien Lauf. Eben hatten die Jungen unter den Klängen einer Musikkapelle den Kirnbaum gerichtet. Den Hut mit dem Kirnstrauß geschmückt, ritt der Hohnspeter durch die Gassen und sang:

„Morn is Kirnes, juchhe!  
Kirnes is die ganze Woche,  
Und wenn der liebe Sonntag kimmt,  
Dann haben m'r nig zu koch  
Als lauter dürre Knoche.“

Die Jugend gab dem Reiter das Geleite, und des Jubels war kein Ende. (Fortsetzung folgt)

## Clara Müller.

Von Heinrich Ströbel.

Ein Häuschen wünsch ich mir, versteckt und klein,  
auf dessen Sims sein Lied der Vogel singt,  
auf dessen rebenunspornem Fensterkreuz  
der letzte Ton der lauten Welt erklingt.

Darin für mich und für die Meinen Raum,  
vom Straßenlärm der Städte meilenweit — — —  
und einen Garten pflanzt ich um mein Haus,  
darinnen Blatt und Blüt' und Frucht gedeiht.

Ein Apfelbaum, der goldne Früchte trägt,  
ein Laubgezell am schüülen Sonntag,  
ein Rosenhag, von dessen Duft heraufschicht  
ich einsam sinnen, träumen, dichten mag!

Und einen Blick in Gottes schöne Welt,  
ins ährenreiche, wogende Gefild,  
das, sanft geschmeilt vom Sauch des Abendwinds,  
vom goldnen Erntesege überquilt.

Und so viel von dem Gute dieser Welt,  
gib mir, o Herr, daß ich dem armen Mann,  
der an die Pforte meines Hauses klopf,  
ein Stückchen Brot als Imbiß bieten kann.

Dann fliehe hin, du meines Lebens Tag,  
kein breiter Strom, der stolz zum Meere wallt,  
— ein tiefer Bergsee nur, aus dessen Flut  
des Himmels lichte Klarheit wiederstrahlt.

\* Wöfemacht.

So singt Clara Müller in einem ihrer älteren Nieder. Ein friedlich sonniges Juchel erhebt sich ihr Dichtergemüt, ein Sorgenfrei, weitab der Welt. Das Leben aber meinte es anders mit ihr. Durch graues Elend und heiße Lebensnöte führte es sie, und statt der verträumten Stimmungslyrik harpte es auf den bebenden Saiten ihrer Seele wilde Schurmeslieder und lödernde Kampfgesänge. Und als die Zeit der äußeren und inneren Drangsal zu Ende, als die Dichterin zur Reife in stolzer Schaffensfreude die Blicke über die Abgründe der Vergangenheit nach den leuchtenden Gipfeln der Zukunft schweifen ließ, da legte der Tod die kühle Hand auf das leidenschaftliche Herz. „Auf der Mittagshöhe des Lebens stehe ich, und alle Herrlichkeit der Welt ist mein. In den Tälern Hindostans blüht keine Blume, die ihre Düste nicht für mich verspricht; und aus den Tiefen des Südmeeeres grollt keine Woge empor, die ihre Berlen nicht zu meinen Füßen in den Sand wirft. In die Sterne des Siriusystems greife ich mit der linken Hand und winde aus Milliarden glitzernder Weltfunken einen Kranz für mein Haar.“ Da schlossen sich die sonnen-trunkenen Augen und der glitzernde Weltfunken ihres Geistes erlosch. Und wir wissen nicht, sollen wir die knöchernen Schicksalshand anklagen, die so jäh in ein zukendes, schwellendes Leben hineingriff, oder sollen wir Clara Müller zu „Fortunas Favoriten“ zählen, deren schmerzlos raschen Tod Heinrich Heine so brennend beneidete.

Die feurige Freiheitsdichterin Clara Müller stammte aus einem protestantischen Pfarrhause, dessen Schirm und Behagen sie freilich nicht lange genöß. Der Dreizehnjährigen starb der Vater, und die magere Witwenpension zwang das blutjunge Mädchen, den Kampf ums Leben aufzunehmen. Freilich, auch wenn Clara Müller nicht den Doppelschlag des Proletariats und Frauenlozes kennen gelernt hätte: als Genießerin und Dichterin des philiströsen Genügens könnten wir sie uns niemals vorstellen. Dazu steckte zuviel geistige Masse in ihr, ein Erbteil ihres Vaters, der, obwohl pommerischer Landpastor, doch sicherlich kein Mensch gewöhnlichen Schlags gewesen war. In ihrer dichterischen Lebensbeichte: „Ich bekenne,“ schildert Clara Müller mit prächtiger Anschaulichkeit, wie ihr Vater Studiosus der Gottesgelahrtheit geworden. Dazu schien ihn das Schicksal zunächst gar nicht auszuweichen zu haben, denn bis zur Konfirmation besuchte er nur die kümmerliche Dorfschule und bis zum achtzehnten Jahre ging er seinem Vater, der Schäfer war, mit Schafeshüten und Strümpfestricken zur Hand. Aber den Achtzehnjährigen packte es plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt: er wollte auf die „hohe Schule“, um Lehrer zu werden. Mit einer Handvoll geliebener Taler in der Tasche zog er in die Stadt, überzeugte ein eritauntes Lehrerkollegium vom Ernst seines Lerneifers und setzte sich, schon ein junger Güne, unter die fichernden kleinen Sextaner. Als er nach sechs Jahren das Abiturientenexamen glänzend bestanden, hatte er sich das neue, höhere Lebensziel gesteckt, Pfarrer zu werden. Damit schien es freilich gute Weile zu haben, denn der junge Theologiebesessene beteiligte sich an den burschenschaftlichen Umtrieben und wanderte als politischer Verbrecher nach der Festung Rügenwalde. Aber schließlich, nach dreizehn Jahren des Studiums und der Hauslehrerschaft, erhielt er doch eine bescheidene Diakonie, die ihm erlaubte, die Tochter des Superintendenten zu heiraten. Und als das rote Jahre 1848 kam, setzten es die Bauern jenes Nachbardorfes, in dem Clara Müller am 5. Februar 1861 geboren werden sollte, durch,

daß das steifnackige Bauernkind trotz vorheriger zweimaliger Nichtbestätigung nun doch ihr Pastor wurde.

Der Rebellentrotz einer kräftigen, eigenwüchsigen Natur lag so der späteren Dichterin der „Roten Kreissen“ im Blute, und auch die Erziehung trug dazu bei, aus dem begabten Kinde nicht den farblosen Gattungsbegriff Pfarrerstochter werden zu lassen, sondern eine festgeprägte Persönlichkeit. Denn Clara durfte sich nicht nur im tollenden Spiele zu den Knaben gesellen, die der Pastor als Pensionäre in die Anfänge der Wissenschaft einweihen sollte, sondern auch als Studiengefährtin. Und merkwürdig: das schwächliche Mädchen erlernte nicht nur die Sprache des alten Roms viel leichter als die Knaben, sondern es sog auch aus der Geschichte Roms republikanischen Bürgerstolz und Haß gegen alle Tyrannei.

Und was in diesen Regungen einer frühreifen Kinderseele nur dunkler Instinkt, das läuterte sich zum reinsten Gefühl und zu vollster Bewußtheit durch vieljährige Lebenserfahrungen. Die erschütternden Eindrücke, die Clara Müller bei ihrem Einblick in das soziale Leben empfing, die aufrüttelnden seelischen Kämpfe, die das Weib in ihr erlebte, wurden ihr zur Schule des Sozialismus, gewannen ihr eine durch und durch moderne Weltanschauung.

Als Claras Vater plötzlich starb, blieb ihrer Mutter eine Witwenpension von 113 Talern. Da hieß es für die eben erst Konfirmierte, sich nach einem Broterwerb umtun. Ein Jahr lang versuchte sie es mit Stundengeben in dem kleinen pommerischen Städtchen Belgard, dann zog sie es nach Berlin, der Reichshauptstadt, die auch ihr den Inbegriff alles Glänzenden, Strahlenden bedeutete und als Erfüllung aller Zukunftshoffnungen erschien. Aber wie rasch sich auch die Sechzehnjährige in dem ihr so fremden Getriebe zurecht fand und so rüstig sie — als Kontoristin — bei der Arbeit zugriff, so unbarmherzig wies ihr die Weite Leben die Zähne. Sie lernte es kosten, was es heißt, für erbärmlichen Lohn eine endlose Zeit hindurch fronen, sich in monotoner Qual müde und nervös arbeiten zu müssen, während das junge Blut nach Glück und Freiheit schreit. Sie lernte als Auflehnung dagegen den unbändigen Drang gutmütig-leichtfertiger Leidensgefährten verstehen, sich wenigstens zu amüsieren, dem tristen Dasein an Augenblicksvergünstigungen abzugewinnen, was sich ihm abgewinnen läßt. Sie sah es mit an, wie warmherziges Vertrauen das Opfer brutaler Genugtuers des geldprohigen Unternehmers wird, dem es ganz selbstverständlich dünkt, daß jedes ihm gefallende Ausbeutungsobjekt auch sein Lustobjekt wird. Sie empfand nicht nur am eigenen Leibe die ängstlich gehetzte Misere des kaufmännischen Proletariats, sondern gewann auch tiefen Einblick in die empörenden und entwürdigenden Lebensverhältnisse der Handarbeiterklasse. Ja selbst für das Lumpenproletariat, selbst für das Los der herabgekommenen käuflichen Dirne reate sich ihr ahnungsvolles Mitleid.

Ueberarbeitet, krank kehrt Clara Müller wieder zur Mutter in das pommerische Nest zurück. Und nun offenbart sich ihr das Elend und die Schmach des Frauenlozes pfahlbürgerlicher Kreise. Sie sieht, wie das Mädchen nur auf den Männerfang dressiert wird, wie es sich glücklich preisen muß, wenn es schließlich zur Frau begehrt wird! Da ist aus einer Freundin, einem alternden, blassen Mädchen, die duldsame blaße Frau eines Geistlichen geworden. Das erste Kindchen ist ihr gestorben, sie hat zweimal Fehlgeburten gehabt, die sie schwach und kränklich gemacht haben. Trotzdem möchte ihr Mann so gern einen Sohn haben. Und er will mehr: Befriedigung seiner starken Sinnentriebe. „Eine Befriedigung, die er als Geistlicher

außerhalb der geordneten Bahnen nicht suchen durfte, und die er nun suchte bei dem blassen Weibe, das sich zitternd vor seiner Gier in die entferntesten Ecken der elterlichen Wohnung flüchtete." So oder ähnlich stellt es sich ihr häufig dar, das Glück der bürgerlichen Ehe! Und die Mädchen, die nicht geheiratet werden, die geduldig ausharren müssen? In ihrem Bekennnisbuche gibt die Dichterin die offene Antwort: „Jahre und Jahre! . . . In der Dede dieser Jahre ist viel in mir zertreten worden. Ich begann die Gesellschaft zu hassen um der Fesseln willen, die sie mir um die starken Arme schlug. Ich sah unser Dienstmädel nach vollbrachtem Tagwerk mit strahlendem Gesicht an den Gartenzaun schleichen, wo ihr Schatz auf sie wartete — und ich sah nach des Tages schmerzlicher Last im Dämmerlicht und strich meiner Mutter das Bett glatt. Ich hätte nicht wagen dürfen, an den Strand hinauszugehen in die mondseindurchleuchtete Sommernacht: weil sich das für mich nicht schickte. Und fühlte dasselbe Blut an die Wadungen meiner Adern pochen und den gleichen Glanz in meinen Augen schlafen, der heiß und stürmisch den Mann umleuchtete, als dieser draußen am Stadet sein Mädel in die Arme schloß.“

Aus dem dürftigen mütterlichen Heim treibt Clara Müller die Not und der Drang des Lebens abermals und abermals hinaus in die Welt. Sie ist das bittere Brot der Arbeit, sie schreibt und rechnet, macht Kerze und sticht Wäsche — und ringt sich dabei immer sieghafter zu unbekümmert freiem Menschentum und klarer sozialistischer Weltanschauung durch. Sie sucht und findet Anschluß an die Partei, zu der sie, ihrem innersten Wesen, ihrem tiefsten Wesen, ihrer ganzen Weltanschauung nach schon immer gehört. Ihre sozialen Gedichte wecken im Klassenbewußten Proletariat freundigen Widerhall, und immer volltöniger rauschen die Akkorde ihrer Freiheitsdichtung. Besonders an die Frauen wendet sie sich:

Den Haß, der die Nationen trennt,  
soll eure Liebe überwinden,  
wenn schwehlerlich die Hände sich  
zum letzten, großen Kampfe finden.  
Des Sturmjahrhunderts Morgenschein  
soll eurer Rechte Sieg verkünden:  
er ist müht ihr freie Menschen sein,  
um freie Menschen zu gebären!

Den Frauen einen Segensgruß!  
Aus alter Kindermärchen Klarheit  
lacht hell in all den Sonnenglanz  
das heilige Angeicht der Wahrheit.  
Kein Traumglück mehr, kein Zehnjuchtslaut:  
es gilt den Kampf! Auch euch, den Frauen,  
und eure Kinder werden einst  
der Freiheit Maitag feiernd schauen!

Und das Feuer heiligster Begeisterung loht in den Strophen:

Das ist der Geist, der um die Höhen kreist  
und der die Tiefen füllt: der heilige Geist.

Kein hohles Ding, kein weichenloser Schein:  
lebendig Feuer und unendlich Sein.

Er ist es, der im Lied des Dichters weht,  
der in des Denkers Stirn zum Höchsten strebt.

Wer in der Fortsägung Tiefen sich versenkt  
und die Gedanken ewiger Liebe denkt, —

und wer der Menschheit Lichts Wade weiß  
aus Elends Nacht, ist Geist von feinem Geist.

Sein Odem weht, wo laut das Kampfhorn klingt,  
Wo heiß das Volk nach Recht und Freiheit ringt;

Sein Sturmwind kraut und seine Flamme loht,  
wen er berührt, den rührt nicht Not und Tod.

Die letzte Kette schmilzt im Wetterschlag —  
und Pfingsten kommt, der Völkerfeiertag.

Und über der erlösten Menschheit kreist  
auf Taubenschwingen Licht der Weltengeist.

Der Dichterin war es nicht vergönnt, die 50. Wiederkehr ihres Geburtstages, der auf den 5. Februar 1911 fällt, zu begehen; seit länger als einem Jahrzehnt deckt sie die Erde. In Wilhelmshagen in der Mark liegt ihr Grab, am Abhang eines Hügel. Die Liebe des Gatten, des Malers Jahnke, hat die Stätte mit einem Granitblock geschmückt. Der Berliner Arbeiter, den es hinauszieht in Heide und Forst der märkischen Landschaft, wird am Grabe schmerzlich der tapferen Frau gedenken, die dem Proletariat Nieder voll männlichsten Kampf-



Die Frau des Fischers.

zornes, voll frohesten Zukunftsglaubens geschenkt. In diesen Dichtungen selbst, die jetzt im Vorwärtsverlag in einem reich ausgestatteten Sammelbande erschienen sind (Preis 4,50 Mk.), hat sich die Dichterin in dem Herzen deutscher Proletarier ein Monument errichtet, das dauernd sein wird, wie ihr granitenes Grabmal. —

## Die Niederländer auf den Molukken.

Von H. Conrady.

(Schluß)

Ein Parteigänger Kalfalis, auf den der Rebellenführer unbegrenztes Vertrauen gesetzt hatte, war in Demmers Hände gefallen. Diesen Menschen machte man sich zum Werkzeug gefügig, indem man ihm zu Gemüte führte, daß er der Todesstrafe nur ent-

rinnen, sowie dann nicht allein Pardon, sondern obendrein eine klingende Belohnung erlangen könne, wenn er Mittel finde, um Kalfali in niederländische Hände zu spielen oder ihn zu ermorden. Er antwortete, daß es ihm ein Leichtes sei, Kalfali ums Leben zu bringen, da dieser ihn blindlings vertraue. Es wurde ihm also ein Sudaslohn von 200 Realen zugesichert; wenn er die Tat vollbringe. Man setzte ihn bei Nacht in aller Heimlichkeit am Strande von Wawani ab. Er fand sich in Kalfalis Lager wieder ein, als ob er der Gefangenschaft entsprungen sei, und nach ein paar Tagen war der Verräter so weit seine Absichten ins Werk zu setzen. In der Nacht vom 16. zum 17. August 1643 ermordete er den ahnungslos schlafenden Kalfali mit drei Stichen in Kopf und Brust. Der fliehende Mörder wurde von Kalfalis Genossen verfolgt, aber von dem am Strande seiner harrenden Niederländern zu Schiff vor der Nache geborgen.

Die Beseitigung Kalfalis hatte nicht die erhoffte Wirkung, den Aufstand zum Erlöschen zu bringen. Der Kampf zog sich noch Jahre lang hin, obwohl Demmer auf immer neue höllische Einfälle kam, um den Widerstand zu brechen. So bestimmte er die Todesstrafe für jeden Einwohner von Situ, der auch bloß den Verdacht auf sich lud, mit den „Verschwörern“ zu halten, und er konstatiert in seinen Berichten, daß die Garnisonen auf der Küste von Situ sich danach richteten. Zahllose Unschuldige wurden derart abgeschlachtet; die eingebrachten Köpfe waren so zahlreich, daß Demmer voll Befriedigung hervorbricht: „Wenn das so fortgeht, wird bald eine gehörige Säuberung eintreten.“ Der Mittelpunkt des Widerstandes war die starke Gebirgsfeste Capaha. Demmer zog im April 1644 mit beträchtlicher Macht dagegen, vermochte sie aber nicht einzunehmen. Er mußte sich damit begnügen, sie einzuschließen und rundum alles systematisch zu verwüsten. Das geschah denn auch alltäglich, von früh bis zum Abend. Nichts wurde gespart, die wertvollen Gaine völlig vernichtet. In 12 bis 15 Jahren werden wir in diesen Strecken nicht viel Sago, Nellen und Kokosnüsse zu erwarten haben.“ Trotz alledem hielt sich die tapfere Schar in Capaha jahrelang, und Verräterei gehörte dazu, um ihr Unterliegen herbeizuführen. Im Juli 1646 fand sich ein gefangener Eingeborener, der niedrig geaugt gesinnt war, sich erbötig zu machen, die Truppen auf einem geheimen Pfade nach der Feste zu führen, so daß ein Ueberfall leicht sei. In aller Stille wurde das Unternehmen vorbereitet und in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1646 ins Werk gesetzt. Die Verheißungen des Führers bestätigten sich. Der Einlaß war offen und unbewacht, alles lag in tiefem Schlafe. Als aber nur er die Spitze die Festung erreicht hatte, trat eine alte Frau aus einem Haus und schlug beim Anblick der niederländischen Soldateska Alarm. Unter den Aufgeschreckten brach eine Panik aus, so daß sie nicht bemerkten, daß die wenigen erst Herangekommenen leicht zurückgeworfen werden konnten. Vielmehr ergriff alles blindlings die Flucht, und da der einzige gangbare Weg zur Festung besetzt war, so stürzten sich die Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, in ihrer Todesangst die 40 bis 50 Fuß hohe Felswand hinunter, auf der die Festung stand. Dabei kamen die meisten zum Tode, viele aber lagen, während oben die Sieger sich in die Beute teilten, mit zerschmetterten Gliedmaßen in den Abhängen und erfüllten die Luft mit ihrem Jammergeschrei. Mit diesen Schreckensszenen trat die Kirchhofstraße ein. Aller Widerstand war erloschen, als Demmer im Jahre 1647 das Gouvernament an seinen Nachfolger Arnold de Blaming übergab. De Blaming sah seine Aufgabe nicht allein darin, den Schleich-

1.25  
1.75  
2.00  
3.50

Handel zu verhindern, sondern auch die Produktion von Gewürzen bedeutend zu vermindern. Die Kompagnie wollte die Gewürzpreise unbedingt auf einer bestimmten Höhe sehen. Das war nur möglich, wenn sie mit dem Angebot zurückhielt. Die Inseln erzeugten weit mehr Gewürze, als die Kompagnie bei ihrer Preispolitik gebraucht. Alles aber, was geerntet wurde, sollte an die Kompagnie geliefert werden. Damit also die Menge beschränkt werde, mußte entweder ein Teil der Ernte vernichtet werden, obwohl die Eingeborenen Bezahlung dafür erhielten, oder aber — und darauf kamen die Pläne der Kompagnie in letzter Linie hinaus — alles Ueberflüssige an Nelkenwäldern mußte vernichtet, nur an ein paar leicht kontrollierbaren Punkten der Nelkenanbau betrieben werden. Als solche wählte man Bettimor (Süden von Amboina) und einige angrenzende Eilande ins Auge. Ueberall sonst sollten die Nelkenwälder nach und nach ausgerottet werden. Wenn möglich sollten die Besitzer dazu ihre Einwilligung geben. Wenn diese aber nicht erhältlich war, so spekulirte man darauf, eine Empörung hervorzurufen, damit man einen Vorwand für das Zer-

störungswerk bekommen. Einen solchen teuflischen Plan gegen die Existenzgrundlage der Insel-Bevölkerung ins Werk zu setzen, war de Blaming's Vogelschreck. Er erschien als der schlimmste unter den niederländischen Unterdrückern, die die Molukken mit Hilfe von Feuer und Schwert aus einem Paradies zu einer Hölle auf Erden machten. Er war von erbarmungsloser Grausamkeit und gleichzeitig von der größten Frömmigkeit. Vofemeyer erklärt ihn für schlimmer, als den Henker der Niederlande, als Herzog Alba, und in der That steht de Blaming mindestens in keiner Weise hinter dem berüchtigten spanischen Blutmenschen zurück. Im Mai 1650 rückte er vor einer Versammlung von Drangafajas, d. h. Eingeborenenhäuptlingen, des niederländischen Gebietes mit seinen menschenfreundlichen Ideen zuerst heraus. Er erklärte, daß die ganze Welt, nur 1500 Bar Nelken verzehren könne, während die Lande 2500 Bar lieferten, so daß 1000 Bar in die See geworfen oder verbrannt werden müßten. Den Drangafajas wollte de Blaming's Vogel nicht einleuchten. Sie erklärten, wenn die Kompagnie nicht alle Nelken gebrauchen könne, weil die ganze Welt, nicht sowohl zu verzehren imstande sei, dann sei es nach den Verträgen recht und billig, daß ihnen zustehe, was die Kompagnie nicht wolle, anderweitig zu verkaufen; sonst müsse die Kompagnie auch fernerhin die Nelken zum herkömmlichen Preis nehmen. De Blaming glaubte zwar noch, in Frieden zum Ziel zu gelangen. Aber auf den Inseln machte

sich Unruhe geltend, und es kam auf Ternate bereits zu einer Rebellion. Diese kam der indischen Regierung nun sehr gelegen, weil sie einen Vorwand zur Ausrottung der Wälder in den beteiligten Gegenden gab. Wie aber de Blaming daran ging, in Ternate und Matjan die Rebellion niederzuwerfen und zu bestrafen, kam ihm die Stobspost zu, daß auch auf Amboina und Govamohel der Aufstand ausgebrochen sei. Dahin eilte er nun schleunigst. Die Ursache der Bewegung lag offen zu Tage. Die Erklärung der Bewohner lautete nach einem Bericht der indischen Regierung an die Siebzehner, daß sie nicht Christen werden, nicht ihre Nelkenwälder, ihre angestammten Rechte und ihre Freiheiten verlieren wollen." Am schlimmsten war die Lage auf Govamohel, wo die Niederländischen in überraschendem Angriff der Kompagnie schwere Verluste zugefügt hatten. De Blaming bewüstete, auf dem Schauplatz der Rebellion in der Nachbarschaft von Amboina eingetroffen, zunächst die kleineren Inseln planmäßig. In der Westküste von Govamohel zerstörte ein Unterbefehlshaber de Blaming's von Ende Juli ab in sechs Wochen gegen 150 000 Nelkenbäume;



Landstraße im Winter. Nach einem Gemälde von A. Kaufmann.

man hatte es in diesen Gegenden bald soweit gebracht, daß die indische Regierung den Siebzehnern die erfreuliche Mitteilung machte: „Die Feinde haben nur noch Nelken um Errang, in der Bucht Laäla und dort landeinwärts nach Genetela und Baiputi, welche wir mit Gottes Gnade alle ausrotten. Haben wir erst die Rebellen zu armen Bettlern und Bagabunden gemacht, so wird dies der Kompagnie zu großem Vorteil gereichen. Wegen Ternate und Matjan brauche ich nicht bekümmert zu sein, diese Revolte wird zum Besten der Kompagnie ausfallen.“ In diesen Gegenden wurde 1652 wieder tüchtig gehaust, so daß demnächst berichtet werden konnte, daß auf der Ostseite von Govamohel außer einem Punkte keine Nelken mehr zu finden seien. Auch sonst machte das Unterwerfungswerk in diesen Gegenden bedeutende Fortschritte. Mehrere Hauptstellungen der Eingeborenen wurden genommen und im September 1652 hielt de Blaming den richtigen Augenblick für gekommen, um in einigen Plätzen auf Govamohel ein Strafgericht abzuhalten, das dann an familiärer Grausamkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Im September berichtet er darüber an die indische Regierung, daß er von 28 Personen, die in Mujatelo gefangen worden, „um ein abschreckendes Beispiel zu geben“, 25 in Hila und Situlama hat hingerichtet lassen. „4 Drangafajas wurde die Zunge aus dem Halse geschnitten, dann wurden sie gerädert. 3 andere Drangafajas wurden geflügelt und mit brennenden Kerzen

man hatte es in diesen Gegenden bald soweit gebracht, daß die indische Regierung den Siebzehnern die erfreuliche Mitteilung machte: „Die Feinde haben nur noch Nelken um Errang, in der Bucht Laäla und dort landeinwärts nach Genetela und Baiputi, welche wir mit Gottes Gnade alle ausrotten. Haben wir erst die Rebellen zu armen Bettlern und Bagabunden gemacht, so wird dies der Kompagnie zu großem Vorteil gereichen. Wegen Ternate und Matjan brauche ich nicht bekümmert zu sein, diese Revolte wird zum Besten der Kompagnie ausfallen.“ In diesen Gegenden wurde 1652 wieder tüchtig gehaust, so daß demnächst berichtet werden konnte, daß auf der Ostseite von Govamohel außer einem Punkte keine Nelken mehr zu finden seien. Auch sonst machte das Unterwerfungswerk in diesen Gegenden bedeutende Fortschritte. Mehrere Hauptstellungen der Eingeborenen wurden genommen und im September 1652 hielt de Blaming den richtigen Augenblick für gekommen, um in einigen Plätzen auf Govamohel ein Strafgericht abzuhalten, das dann an familiärer Grausamkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Im September berichtet er darüber an die indische Regierung, daß er von 28 Personen, die in Mujatelo gefangen worden, „um ein abschreckendes Beispiel zu geben“, 25 in Hila und Situlama hat hingerichtet lassen. „4 Drangafajas wurde die Zunge aus dem Halse geschnitten, dann wurden sie gerädert. 3 andere Drangafajas wurden geflügelt und mit brennenden Kerzen

fe  
di  
de  
er  
ni  
E  
f  
de  
w  
  
de  
H  
ic  
ar  
ir  
ar  
m  
  
ge

gepeinigt, die übrigen auf die Schiffe gebracht und von den Soldaten mit Stöcken und Säuern oder Straßpfeilen getölet. Ein anderer Orang-faja wurde gerädert, nachdem ihm die rechte Hand abgehakt war. Andere weniger Schuldige wurden gezeißelt und gebrandmarkt. 50 Verdächtige beabsichtige ich noch mit dem Tode und weniger Verdächtige mit Sklaverei zu strafen."

Das Jahr 1653 brachte neue Einrichtungen, neue Weheleien, neue Verwüstungen, im herkömmlichen Stil. Nun wurde auf Gifu (Nordamboina), das man durch Anlage von drei Forts völlig zu sichern strebte, das Werk der gänzlichen Ausrottung aller Bäume eingeleitet. Die Regierung berichtet über de Blaming's Absichten mit Gifu an die Siebzehner, es sei ihm nützlich erschienen, alle fruchttragenden Bäume, wie Kokospalmen und Sagobäume, zu vernichten, damit keine Lebensmittel auf Gifu gefunden werden. „Und weil es zweifelhaft ist, daß die Eingeborenen geduldig das Joch der Kompagnie tragen werden, hat de Blaming alle Nelfenhaine aufnehmen lassen, mit dem Vorhaben, eine neue Anpflanzung danach zu regeln, in Wahrheit aber, um genau die Plage fernem zu lernen, wo sie ihre Nelfenhaine haben, wovon wir bisher wenig Kenntnis hatten. Es ist dies eine Vorbereitung, wenn wir auf Gifu ausrotten wollen, sobald sich herausstellt, daß Leitimor (Südamboina) soviel Nelfen hervorbringt, wie die bekannte Welt verzehren kann.“ Die Ausrottung erfolgte zur nämlichen Zeit bereits auf den Inseln Mau, Motir und Watjan, sowie auf Ternate. Das nächste Jahr, 1654, brachte den Fortgang der Nordbrennerei, die übrigens, wie üblich, mit eifriger Befehrungsarbeit verbunden wurde: de Blaming ließ fleißig predigen und taufen, wie er denn immer gleich eifrig Gott und dem Mammon diene. Das Jahr 1655 brachte die Ausrottung der Nelfenwälder auf der Insel Makjan, dessen Einwohner sich hartnäckig geweigert hatten, „freiwillig“ die Vernichtung ihrer Lebensgrundlage zuzugeben, aber auch keinen Vorwand zur Gewalt geboten hatten. Sie sahen nun aber schließlich, wie die indische Regierung im Dezember 1655 nach Holland berichtete, ein, daß sie „willig oder mit Gewalt“ ihre Nelfenhaine verlieren müßten. Da sie bei weiterer Widerständigkeit keinen Silber Entschädigung erhalten haben würden, so zogen sie vor, freiwillig der Exortipation zuzustimmen. Sie mußten sich dann selber blutenden Herzens daran machen, ihren wertvollsten Besitz zu zerstören, und bald waren 58 000 Bäume vernichtet. Inzwischen hatte auf Sobamohel Sustard alles fortgeführt, was noch existiert hatte, und nun gab es außer dem engen Bereich, wo die Niederländer auch hinfort Nelfen haben wollten, auf Leitimor und den Uliassern, Nelfen bloß noch in Tidore, mit dessen Bevölkerung anzubinden, de Blaming bisher noch keinen Vorwand gefunden hatte.

Während diese Sache noch unerledigt blieb, machte de Blaming dagegen noch im Jahre 1655 ein Ende mit den Hauptrebelln, vor allem mit dem Häuptling Saidi, der den bewaffneten Widerstand der letzten Jahre geleitet hatte und nun in der Feste Mjahuhi auf Sobamohel sich noch immer behauptete. Ende Juli 1655 rückte sich de Blaming stark genug, den Sturm auf Mjahuhi zu wagen. In der Frühe des 29., der Mond stand noch am Himmel, marschierten die Sturmkolonnen an der Küste auf. Ehe zum Angreifen geschritten wurde, rief de Blaming, wie er zu tun pflegte, den Segen Gottes auf sein christliches Beginnen herab. Er beanspruchte den göttlichen Beistand, weil die Niederländer ausgezogen seien wider Gotteskneger und Heiden und ihre Handlungswerte rechtfertigen sei. Nachdem er dann noch die Leute zum Göttertrauen ermahnt hatte, konnte die Vordarbeit beginnen. Nach ein Strohheber, dann hürmten die weißen Schwärme de Blaming's der Festung

zu. Die Eingeborenen waren durch lange Entbehrungen zu sehr geschwächt, um den Stürmen den lange Widerstand leisten zu können. Einige 50—60 wurden niedergemacht, andere gefangen. Die Mehrzahl aber rettete sich durch die Flucht auf den Berg Kalite, wo Saidi unter ihnen war. Diesen gefährdeten Führer unschädlich zu machen, war nun de Blaming's eifrigstes Streben. Der fromme Mann schreckte, wie gewöhnlich, vor nichts zurück, um sein Ziel zu erreichen. Es war ihm gelungen, unter den Gefangenen einen Verräter zu dinge, einen Priester von Kelang. Dieser übernahm die Führung nach der Höhe von Kalite. Die Absicht war, das Lager der Eingeborenen zu überfallen und sich vor allem Saidis zu bemächtigen. In der Nacht zum 5. August 1655 marschierten einige hundert Weiße unter de Blaming's persönlicher Teilnahme auf schwierigen Gebirgspfaden dem Ziele zu. Sie gelangten hin, ohne bemerkt worden zu sein. Es geriet erst alles in wilde Bewegung, als die Weißen schon ins Lager eindringen. Der verräterische Priester eilte unter den ersten dem Zelt Saidis zu, fand diesen aber schon auf den Beinen und wurde im Ringkampf von ihm zu Boden geworfen. Ein nachfolgender Weißer ver-

eine Galgenfrist. Am 18. August überfiel de Blaming die Flüchtlinge bei Bisabeta und richtete eine gräßliche Mezelei unter ihnen an. Von 600 Personen wurden mehr als die Hälfte getölet, die übrigen ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Diesem Blutbad folgte auf dem Fuße die allgemeine Unterwerfung, und es präsidierte die indische Regierung in ihrem Bericht an die Siebzehner das Matasser von Bisabeta mit den Worten: „Gott der Herr sei für diesen herrlichen Sieg in alle Ewigkeit gedankt.“

Als de Blaming seine Tätigkeit auf den Molukken abschloß (Mai 1656), hatte er seine Zerstörungsarbeit so gründlich verrichtet, daß er bereits ernstlich daran denken mußte, auf den Gebieten, die nun allein dem Nelfenbau dienen sollten, Bäume anzupflanzen, damit ein genügendes Quantum Nelfen gewonnen werde. 10 000 neue Nelfenbäume wurden auf Leitimor kurz vor und direkt nach seiner Abreise gesetzt. Gleichzeitig aber hielt man ständig nach einer Gelegenheit Ausschau, die letzten Bäume zu vernichten, die es außerhalb des unmittelbaren Herrschaftsbereiches der Kompagnie noch gab, die Nelfenbäume auf Tidore. Schon das nächste Jahr nach de Blaming's Abgang brachte den günstigen Augenblick, wo man Streitigkeiten unter den Tidorer Eingeborenen um die Nachfolge in der Häuptlingswürde zur Einmischung und weiter dazu gebrauchte, mit Hilfe der niederländischen Partei die Bäume der Gegenpartei zu vernichten. Die indische Regierung berichtet Anfang 1658 mit großer Befriedigung an die Siebzehner: „Nun wurden zuerst die Nelfenbäume der Gegenpartei umgehauen, und danach gegen eine jährliche Vergütung von 3000 Realen (9000 Gulden) mußte auch unser Günstling Golosino bewilligen, die Nelfenhaine der eigenen Strecken zu vernichten. Jetzt werden auf der ganzen Welt keine Nelfen mehr gefunden als in den Ländern von Gueer E deln.“ Damit war das wirtschaftspolitische Endziel erreicht, das die Niederländisch-Ostindische Kompagnie auf den Gewürzinseln im Auge gehabt hatte: die niederländische Kapitalistengruppe hatte das Monopol und bereicherte sich an den Monopolpreisen, während der Rest der molukfischen Bevölkerung, der noch Gewürze produzierte, auf elendeste dahingebeugte und sich bloß von Sago nähren konnte. Was darüber ging, war nach Meinung der Kompagnie vom Nebel. Die Molukken im ganzen aber waren aus einem lachenden Wohlstand glücklichlicher Menschen zu einer Stätte des Unglücks geworden — alles den Dividenden der Kompagnie zu liebe. Die räuberische und mörderische Politik dieser Kapitalistenclique erscheint uns so widerwärtiger, als sie immer wieder mit der brutalsten Gabel die gottseligste Frömmigkeit paarte, wie wenn sie alles um Christi willen täte. Zahlreiche Stellen in den Berichten, die Hofmeyer mitteilt, tun das dar. Ganz besonders drastisch erscheint diese Sorte Christentum, die gleichzeitig Gott dient und dem Mammon, in einem Bericht des Gouverneurs Bogarde aus dem Jahre 1652. Da heißt es, nachdem von der Vernichtung der Nelfenbäume auf Makjan die Rede gewesen ist: „Wir hoffen, daß alles, was wir ausführen, dazu diene, den Namen des Herrn auszubreiten und das Lob und die Prosperität der generalen Kompagnie zu vermehren. Dazu gebe der Allmächtige seinen Segen, Amen.“ Es ist ja nun bis auf den heutigen Tag so, daß unter den Vorwänden kolonialer Ausbeutungspolitik die Beglückung der blinden Heiden mit den Segnungen des Christentums eine große Rolle spielt. Aber kaum wieder hat es ein so klassisches Beispiel gegeben von unermitteltem Widerstand zwischen frommen Worten und höllischen Taten, wie bei den niederländischen Genferern der Molukken.

### Verheißung.

Gib mir die Hand und laß Dich leiten,  
Ich führe Dich zu einem hohen Ziel,  
Wo uns des Tages flücht'ge Nichtigkeiten  
Nichts sind als Schaum an eines Schiffes Kiel.

Vertraue mir. Ich weiß den Weg zu finden  
Zu eines großen Glückes Sonnenland.  
Da wollen wir der Schönheit Kränze winden  
Mit unsrer Liebe rosenfarbnem Band.

Da woll'n wir wandeln unter Birkenbäumen,  
Wenn lau der Frühwind durch die Zweige schwillt,  
Wenn rot im Ofen sich die Wolken säumen  
Und Sonnenbahnen alle Welt erfüllt.

Im Licht des Tages soll die Sichel rauschen,  
Im Garbenfeld, das unsre Arbeit lohnt,  
Am Herde will ich Weinen Liedern lauschen  
Und durch das Fenster schaut der stille Mond.

Es gibt ein Lied, das weiß kein Mensch zu singen,  
Doch schläft's und träumt's in jedes Menschen Brust;  
Und will es unsern Lippen sich entringen,  
Ist es ein Jauchzen höchster Erdenlust.

August Winzig.

setzte dem Häuptling eine schwere Säbelwunde am Bein. Den gestürzten Gegner begannen die eingedrungenen Soldaten unverzüglich auszuplündern; dabei wurde ihm, um rascher an einen Ring zu kommen, ein Finger abgeschnitten. Derweil näherte sich de Blaming und vor ihm wurde nun der Schwerverwundete niedergelegt. Wenn eine Spur von menschlichem Gefühl in dem niederländischen Führer gewesen wäre, so hätte der Anblick ihn zu Mitleid bewegen müssen. In de Blaming aber wurde nur wilde Rachsucht wahrgenommen. Einem Soldaten riß er den Speer aus der Hand und stieß ihn dem überwundenen Feind dreimal in den Mund, wobei er dem unglücklichen Freiheitskämpfer noch höhnische Worte zurief. Nur einen Blick der tiefsten Verachtung warf Saidi auf den Teufel in Menschengestalt. Er gab auch keinen Laut von sich, als de Blaming ihn noch weiter peinigte. Die Genfersarbeit wurde dann von den Soldaten fortgesetzt und vollendet. Sie räderten den Hermiten langsam von unten auf und warfen schließlich den kopfloßen Leichnam in den Abgrund. Ueber dem Wetteifer, Saidis habhaft zu werden, war die Masse der Lagerinsassen zunächst entsommen. Aber es wurde ihnen nur

1.25  
1.75  
2.00  
3.50

## Niß Ipsen von Bombell.

Erzählung von E. G. Seeliger.

(Fortsetzung.)

Die Engländer gönnten Jan Smieders wirklich ein kleines Fleckchen auf ihrem Friedhofe, und die Haifische sahen sich um einen guten Biß zu betrogen. Der neue Kapitän, der knapp fünfzig Jahre alt war, brachte die „Flynkflatje“ glücklich nach Amsterdam; und der Kaufmann, dem Ladung und Schiff gehörten, freute sich so sehr darüber, daß er Niß Ipsen sieben gute holländische Dukaten daraufgab und ihn sofort wieder nach Batavia schickte.

Niß Ipsen hatte gar keine Zeit gefunden, an seine Greta zu schreiben, die schon sechs Jahre in Bombill auf seine Rückkehr wartete. Aber das nächste Mal wollte er es gewiß nicht auf die lange Bank schieben. Dann hatte er vielleicht schon so viel gespart, daß es für einen Hof in der Marsch langte. Diesmal wagten sich die Piraten nicht an die „Flynkflatje“ heran, denn Niß Ipsen hatte ihr auf jede Seite vierundzwanzig Stückpforten aufmalen lassen. Da meinten denn die Piraten, es sei ein Kriegsschiff und ließen die Finger davon. Als Niß in Batavia an Land stieg, mußte er wieder an seine Greta denken. Daß sie ihm treu geblieben war, daran zweifelte er auch nicht einen Augenblick. Aber sie würde sich gewiß sorgen, daß er so lange wegblieb. Und er nahm sich fest vor, ihr sofort einen Brief zu schreiben, wenn er wieder in Amsterdam sein würde. Doch das sollte noch gute Weile haben. —

Der Gouverneur von Batavia ging nämlich an demselben Tage am Strande spazieren und hatte schwere Sorgen. Die Piraterie nahm tagtäglich mehr überhand, und er sann heftig nach, wie dieser Plage wohl am besten abzuhelfen sei. Da fiel sein Blick auf die „Flynkflatje“; aber er kannte sie nicht wieder. Ein Kriegsschiff auf der Meede von Batavia, ohne daß es ihm gemeldet worden wäre! Das war stark! Er zählte die Stückpforten.

„Achtundvierzig Geschütze!“ dachte er bei sich. Das ist ja genug, um ganz Batavia in zwei Stunden in Grund und Boden zu schießen!

Da kam Niß Ipsen vorbei, der an Bord wollte und piff sich eins.

„Hör mal, mein Jung!“ sagte der alte Gouverneur zu ihm und wies mit dem Krückstock auf die „Flynkflatje“. „Kannst Du mir nicht sagen, was das für ein Kriegsschiff ist?“

„Nein!“ lachte Niß Ipsen übers ganze Gesicht. „Aber was das für ein Handelschiff ist, weiß ich ganz genau. Das ist mein Schiff!“

„Aber wozu dann die vier Duzend Kanonen?“ rief der Gouverneur erstaunt.

„Gegen die Piraten!“ erklärte Niß Ipsen und schmunzelte.

„Da könnt Ihr doch nur halbe Ladung nehmen.“

„Düßt uns gar nicht ein!“ lachte Niß Ipsen ganz respektlos. „Unsere Kanonen nehmen keinen Platz weg und sind nicht schwerer als eine Mütze mit fünfzig Pfund Farbe.“

Eine ganze Zeit war der Gouverneur vor Staunen sprachlos und schaute abwechselnd auf die „Flynkflatje“ und ihren Kapitän.

„Das ist ein sehr guter Einfall!“ sagte er endlich.

„Ja!“ lachte Niß Ipsen. „Einer muß doch mal den Anfang machen!“

„Er ist wert,“ rief der Gouverneur bewundernd, „in den Dienst der Kompagnie zu treten.“

„Wenn die Feuer gut ist,“ sagte Niß Ipsen, „der wieder an den Hof in der West denken mußte, dann bin ich dabei.“

„Er soll sich nicht zu beklagen haben!“ sprach der Gouverneur und reichte ihm die Hand. „Er bleibt auf der „Flynkflatje“ als Kapitänleutnant.“

Ich werde die Brigg für die Kompagnie kaufen. Und dann wollen wir die „Flynkflatje“ richtig armieren, nicht nur mit dem Pinsel! Dann jängt Er mir die Seeräuber weg und knüpft sie gleich an Ort und Stelle an die Rahen auf! Daß Er mir das Gejindel nicht wieder hierher bringt! Hat Er mich verstanden?“

Niß Ipsen, der keinen Sinn für das Militärische hatte, nickte nur mit dem Kopfe und behielt die Hände in den Taschen.

„Meinen Schneider schicke ich Ihm noch heute an Bord, und morgen abend ist Er bei mir zum Essen eingeladen!“

Damit hob der Gouverneur seinen Krückstock und ging mit würdevollen Schritten nach Batavia zurück.

Niß Ipsen, der neue Kapitänleutnant, ließ sich an Bord der „Flynkflatje“ setzen und war nun fest entschlossen, einen Hof in der Marsch zu kaufen.

Nach einer Stunde kam der Schneider des Gouverneurs an Bord, fuhr mit seiner Meßschnur um den langen Niß herum und schickte schon am nächsten Mittag eine Uniform an Bord, die so prächtig mit dicken, goldenen Schnüren ausgestattet war, daß sich Niß Ipsen darin wie ein Papagei vorkam. Bei dem Gouverneursessen aber lernte er, sich über seinen Kock zu trösten; denn da sah er Leute, deren Kleidung so von Gold- und Silberstickereien strotzte, daß sie aussahen wie die Fahrmarktsaffen.

Acht Tage danach stach Niß Ipsen wieder mit der „Flynkflatje“ in die Sundasee. Das erste, was er tat, als er Batavia außer Sicht hatte, war, daß er sich den Papageienrock auszog und in seinen alten, leinenen Kittel froch.

Wie ein weißes, unschuldiges Lämmlein sah die Brigg aus. Die schwarzen drohenden Stückpforten waren verschwunden, und zwei breite, himmelblaue Bänder umzogen friedlich und freundlich den ganzen Schiffsrumpf. Mehr als vier Mann ließ Niß nicht an Deck; einer am Ruder, einer in der Mars, einer auf der Back und einer an der Zwischendeckstreppe. Dadurch bekam das Schiff ein Ansehen, als ob es ein schüchternes Handelsfahrzeug sei.

Und es dauerte keine drei Tage, so froch der erste Pirat auf den Leim. Der Mann im Mars meldete ein Segel voraus zwei Strich Steuerbord; der Mann auf der Back bestätigte nach zehn Minuten die Meldung; der Mann am Ruder drehte auf Befehl des Kapitäns das Rad, damit die „Flynkflatje“ nicht allzu weit abließ; und der Mann an der Zwischendeckstreppe schrie nach unten: „Aufgepaßt!“

Dann blieb alles still, bis der Pirat auf zwanzig Ellen nahegekommen war. Da drüben wimmelte es Kopf an Kopf, sie fletschten die roten Zähne, als sollte es der guten „Flynkflatje“ ans Leben gehen.

„Achtung!“ kommandierte Niß Ipsen.

„Eins! Da sprangen plötzlich in den beiden unschuldigen blauen Bändern achtundvierzig Stückpforten auf.“

„Zwei!“ Die zwei Duzend Vierundzwanzigpfünder des Steuerbords schoben mit einem Ruck ihr Maul durch die Pforten.

„Drei!“ Schon waren sie ausgerichtet, was wenig Zeit in Anspruch nahm, da das Ziel bereits auf zehn Ellen nahegekommen war.

„Feuer!“ Nun spieen die vierundzwanzig Mäuler gleichzeitig ihre Ladung hinüber; die oberen zwölf Kartätschen, die unteren zwölf vierundzwanzigpfündige Stückfugeln. Die Kartätschen segten wie zwölf Riesenhäsen über das Deck, die Stückfugeln bohren sich dem Piratenschiff in den Bauch.

Es legte sich auf die Seite und sank sechs Ellen von der „Flynkflatje“ entfernt; nur drei Piraten konnte man auffischen. Niß Ipsen ließ sie sofort an die Großrah ausknüpfen, und zwar an einem Tauende, da brauchten sie nicht so lange zu zappeln. Keiner blieb übrig, um das Geheimnis der „Flynkflatje“ zu verraten. Denn die sperzte ihre achtundvierzig Stückpforten zu und sah bald wieder aus wie ein weißes, unschuldiges Lämmchen mit zwei blauen Bändern. Nur die drei Piraten an der Großrah wollten nicht dazu passen. Da ließ sie Niß Ipsen abschneiden und sie plumpften ganz von selbst ins Meer.

Es verging keine Woche, wo es nicht ein Tauende von der Großrah abzuschneiden gab. Die arglosen Piraten fielen auf Niß Ipsens „Flynkflatje“ hinein wie die Fliegen in die Buttermilch. Witterte Niß gute Preise, ließ er nur mit Kartätschen schießen. Manchmal kamen dadurch die beiden Schiffe Bord an Bord. Da griff Niß Ipsen zum Spillspaten und stieß in die Flöte. Sofort spie die Zwischendeckstreppe der harmlosen „Flynkflatje“ ein Rudel Blaujacken aus, die mit Säbel und Beil wacker umzugehen verstanden. Selten hatte Niß Ipsen einen Verlust unter seinen Leuten; nicht etwa, als wenn die Piraten feige und zaghaft gewesen wären. Aber Niß Ipsen wußte sie so gut zu verduken, daß sie sich kaum wehrten. Kam ein Borwitiger zu Niß auf das Achterdeck, dem tippte er mit dem Spillspaten etwas unsanft auf den kahlen Schädel und warf ihn über die andere Bordkante. Brach der eichene Spaten, dann hieb er mit der rechten Faust zu, und diese Faust war in den sieben Jahren nicht gerade leichter geworden.

Mit der guten Preise im Schlepptau kam er wieder nach Batavia, um sich ein Drittel auszahlen zu lassen und neue Munition zu nehmen.

Allmählich wurde aus dem Kapitänleutnant ein vermöglicher Mann, und er rechnete aus, daß er schon jetzt instande sei, Peter Groots Hof in Bombill mit allem, was darauf wuchs und stand, zu kaufen und auf der Stelle bar zu bezahlen. Wie würde sich Greta freuen! Und den Hof auf dem mageren Geestlande wollte er ihr schon ansprechen. Wenn er nur erst nach Amsterdam käme, um ihr das alles schreiben zu können. Borerst war dazu noch keine Aussicht, denn die Piraterie sah den Malaien gar zu tief im Blute.

„Seer Kapitän!“ jagte der Gouverneur von Batavia zu Niß Ipsen, als er ihn wieder einmal zum Abendessen eingeladen hatte. „Ich habe mich nicht in Euch getäuscht. Aber ehe wir nicht den großen Morgan haben, eher kriegen wir keine Ruhe. Das soll nämlich ein Engländer sein, sieht aber aus wie ein Malai. Er hat den Spaniern bei Manila eine nagelneue Fregatte mit achtzig Kanonen gestohlen, und ich bin in einer Angst, daß er eines schönen Morgens vor Batavia liegt und die ganze Stadt in Grund und Boden schießt!“

„Ich will ihn schon kriegen!“ jagte Niß Ipsen und stand auf.

Er war aber diesmal vorsichtig und nahm die doppelte Mannschaft mit. Nachdem die „Flynkflatje“ vierzehn Tage in der Sundasee gekreuzt hatte, schrie der Mann im Mars: „Querab Steuerbord ein großer Dreimaster!“

„Sart dal das Ruder!“ befahl Niß Ipsen dem Mann am Steuer. Die Brigg sprang in der Richtung der Brise und machte sich so schnell wie möglich davon. Nach einer Stunde war der Dreimaster so nahe, daß man am Rumpf die offenen Stückpforten zählen konnte.

Da brannten sie auch schon drüben einen blinden Schuß los. (Schluß folgt.)

fe:  
die:  
Ra

erh  
nu  
Er  
..W  
daß  
wi

vor  
An  
icho  
auf  
im  
auf  
mei

geg

chiedene Schriftstücke auf den Tisch des Hauses nieder. Zu-1.

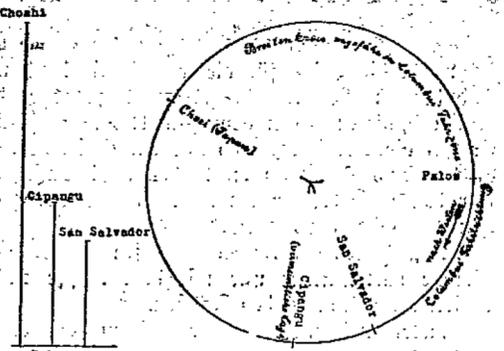
Sicher, Polizeihauptmann, I funden hat, so kann doch von keiner Seite behauptet werden,

Kosmische Charakterzüge bei den niedersten Lebewesen? In neuerer Zeit hat der schwedische Forscher Svante Arrhenius der Panpermie neue Nahrung gegeben. Panpermie kann man als Überbreitung der Lebewesen bezeichnen, indem man sich denkt, daß die Lebewesen überall in der ganzen Welt vorhanden sind. Es hat sich gezeigt, daß die niedersten Lebewesen, also die Bakterien und die Pflanzenzellen unter Bedingungen zu leben vermögen, die uns als tot erscheinen. In neuester Zeit hat sich besonders der französische Forscher Paul Becquel um die Untersuchung dieser Frage verdient gemacht. Er fand, daß Sporen von Schimmelpilzen keimfähig bleiben, selbst wenn längere Zeit den Temperaturen der flüssigen Luft und des flüssigen Wasserstoffes ausgesetzt waren. Neuerdings hat er weiter Sporen untersucht, die von den sogenannten Mucorineen und Ascomyceten stammen. Sie wurden in sterilisierte Glasröhren bei Gegenwart von Kalkhydrat (das alle Feuchtigkeit aufsaugt) 14 Tage lang bei 35 Grad Wärme ausgetrocknet. Sodann wurden die Röhren luftleer gemacht und zugeschmolzen, nachdem alle Luft entfernt war. Nach einem Jahre wurden die Glasröhren in ein Kalklaboratorium von Kamerlingh Drees drei Wochen lang der Temperatur der flüssigen Luft (-180 Grad) ausgesetzt und darauf im flüssigen Wasserstoff während 77 Stunden auf -268 Grad abgekühlt. Als dann die Röhren nach weiteren Monaten geöffnet und die Sporen auf feine Nährböden ausgefät wurden, keimten alle Sporen innerhalb eines Tages auf.

Uns erscheint es unglaublich, daß unter solchen Prozeduren sich das Leben noch erhalten kann. Der Nachweis ist aber ganz schlüssig. Die Keime vermögen sich unter Bedingungen lebendig zu erhalten, wie sie im Weltraum vorhanden sind. Arrhenius' Panpermie-Ansichtungen gewinnen dadurch an Wahrscheinlichkeit. Man fragt sich aber, was sollen die niederen Lebewesen mit diesen Eigenschaften, die sie auf der Erde doch gar nicht brauchen können? Fähigkeiten, die wir nicht durch die Übung schärfen und durch Benutzung scharf erhalten, verlieren wir — das ist eine leicht erklärliche und vorzügliche Natureinrichtung, ebenso wie die, daß wir Fähigkeiten entwickeln und verbessern, die wir unter veränderten Bedingungen brauchen. Haben also die niedersten Lebewesen diese Fähigkeiten, so deutet das darauf hin, daß sie sie gebrauchen. f. l.

Wie sehr Kolumbus irrte. Als Kolumbus nach fast sechswöchentlicher Fahrt (von den Kanarien ab gerechnet) auf San Salvador landete, glaubte er beinahe, schon ganz in der Nähe des asiatischen Festlandes zu sein, als welches er das später von ihm berührte Kuba ansah. Vergewissert man sich, daß Kolumbus auf seiner ersten Fahrt nicht einmal das amerikanische Festland erreicht hatte, welches von Asien noch durch den viel breiteren Pazifischen Ocean getrennt war, so fragt man ganz selbstverständlich, wie es möglich war, daß er sich so sehr irren konnte.

Kolumbus segelte von Palos, einem an der Südküste Spaniens zwischen der Mündung des Guadalquivir gelegenen Hafen, aus, und landete in San Salvador. Zeichnet man sich den Weg auf einer Karte in jener Zone etwa veranschaulichenden Breitenkreise auf, wie unser Bild in der Aussicht zeigt, so liegt San Salvador um beinahe 68 Grad weiter westlich. Segelte also Kolumbus von Palos im Sinne des Pfeiles auf (angenommen) möglichst gradem Wege, so legte er einen Weg zurück, der dem Stück des zwischen beiden Namen liegenden Arcisumfangs entspricht. Hätte er den Weg von Palos nach Westen zu wirklich bis Ostasien zurücklegen sollen, so hätte er mehr als die halbe Erde umfahren müssen, denn der nächstgelegene Punkt Japans in jenen Breiten wäre etwa 180 Grad in der Nähe von Tokio gewesen. Man erkennt aus dem Bilde, daß der Weg westlich in Richtung des Pfeiles bis Ostasien sehr viel weiter ist, als der entgegengekehrte von Palos aus nach Osten, also anders herum. Könnte man von Palos aus nach Westen in gerader Linie bis nach Ostasien fahren, so würde die Weglänge durch die längste der links gezeichneten drei jenseitigen Linien dargestellt werden. Der Weg in gleicher Richtung von Palos aus bis San Salvador würde aber nur der kürzesten Linie ent-



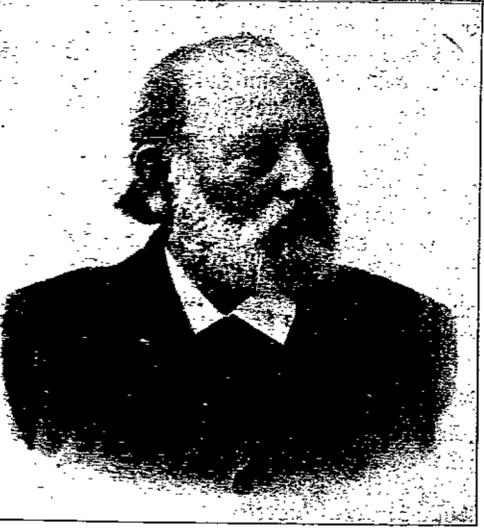
Die wirklichen und die vermeintlichen Entfernungsverhältnisse bei Kolumbus' Entdeckungsfahrt.

sprechen, und diese ist noch nicht ganz ein Drittel der großen. Trotzdem glaubte Kolumbus in Japan gelandet zu sein. Wie ist nun dieser große Irrtum zu erklären?



Mechanische Straßenpflastermaße. (Leistungsfähigkeit: etwa das Fünffache einer Sandramme.)

Kolumbus hatte seine geographischen Kenntnisse wesentlich aus einem Buche „Weltbild“ des Kardinals d'Ailly geschöpft. Dort fand er die Ansicht ausgesprochen, daß der Abstand des Westrandes Europas



Gabriel Löwenstein. Der Nestor der deutschen Sozialdemokratie, der fünfundsiebzigjährige Gabriel Löwenstein, ist am 17. Januar in Nürnberg an einer Lungenerkrankung gestorben. Löwenstein gehörte zu den Gründern der Eisenacher Richtung; schon früh wandte er sich den Interessen des aufstrebenden Proletariats zu. Als Gemeindepolitiker und als bayerischer Landtagsabgeordneter übte er mit unermüdlichem Eifer den Platz aus, auf den ihn das Vertrauen der Parteigenossen gestellt hatte; speziell die Münchener sozialdemokratische Bewegung verdankt dem Verstorbenen viel. Die große Verehrung, die Löwenstein bei Parteifreunden und politischen Gegnern genoß, kennzeichnete sich am deutlichsten durch die ungemein große Zahl der Lebtrogenden, die dem Verstorbenen die letzte Ehre gaben.

von dem Ostrande Asiens und der diesem gelagerten Inselwelt Cipangu (nach Marco Polo nicht sehr groß, die kugelförmige Erde also ziemlich klein sei. Dazu trat die Angabe in dem Apothekenbuche „Esra“, daß nur der siebente Teil der Erde mit Wasser bedeckt sei. (Wir wissen heute umgekehrt, daß nur gut ein Viertel der Erdoberfläche (20 Prozent mit Land, der größte Teil dagegen mit Wasser bedeckt ist).

Das war der wohlthätige Irrtum, in welchem Kolumbus durch alle seine gedruckten Autoritäten gekommen war. Das Gedruckte galt diesem unwürdigen Manne außerordentlich viel, der zwar etwas wirre und einseitige, immerhin jedoch für seinen Stand festere wissenschaftliche Bildung besaß, wie Sigmund Günther sagt. Als Schlichter trat noch hinzu, daß Kolumbus Kenntnis hielt von einem Briefe, den der italienische Afrikaner und Bysantiner Toscanelli 1474 an den Kanonik Fernao Martins nach Lissabon geschrieben hatte. Toscanelli war auf Grund seiner Studien nach dem damaligen zu Gebote stehenden Kenntnissen zu Überzeugung gelangt, daß es von Portugal nach Cipangu auf dem Landwege weiter sein müsse, als auf dem Seewege; den Erdhalbmesser nahm er viel zu klein an. Toscanelli hat seinem Schreiben eine Karte beigelegt, auf welcher die Länder nach den damals besten Quellen eingezeichnet waren. Diese Karte ist von Hermann Wagner in kritischer Würdigung der Umstände nachgebildet und 1894 in der Göttinger Akademieabhandlung veröffentlicht worden. Schreiben im Jahre 1474 sollte dem portugiesischen Könige vorgelegt werden, in diesen zur Ausrichtung einer Expedition zu veranlassen. Die Expedition war aber mit seinen afrikanischen Unternehmungen zu sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, so daß auf diesen abenteuerlichen Plan nicht eingegangen zu können. Kolumbus hatte, wie gesagt, von diesem Schreiben Kenntnis erhalten und setzte sich mit Toscanelli in Verbindung, welcher ihn zu seinem Plane aufmunterte und demselben hinwies, er würde auf dem Wege nach Westen mächtige Reiche und volkreiche Städte treffen, und die Ausbreitung des Christentums wertvollen Vorschub leisten.

Auf diese Weise hatte Kolumbus sich ein Weltbild im Kopfe geschaffen, daß er eifrig verfolgte, womit er die Unterstützung durch einflußreiche Gönner endlich erreichte, daß er an die Spitze der kleinen Flotte gelangte, welche die folgenreichste Entdeckung der Weltgeschichte vollzog.

Dem Erneuerer des monumentalen Freskocycels in Deutschland, Alfred Methel, gilt der neueste Band der „Klassiker der Kunst“ (Bd. 17 Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Pr. geb. 9 Mk.). Die Zeichnungen und Holzschnittwerke dieses Künstlers sind in der „Neuen Welt“ gelegentlich eingehender Betrachtungen ganzer Kunstepochen nach Gebühr gewürdigt und auch durch Reproduktionen der Anschauung des Lesers nahe gebracht worden. Sein Jhklus „Auch ein Totentanz“ seine Bilder zum Nibelungenliede stellen ihn in der Reihe der bedeutendsten Künstler des 19. Jahrhunderts. Was von verschiedenen Seiten bisher — immer unbruchstückweise — versucht wurde: Methels Schöpfung einem größeren Publikum einheitlich vorzulegen, kam jetzt durch die nahezu lückenlose Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt als gelungen bezeichnet werden. Das Werk, das über 300 Abbildungen enthält, ist technisch eine Prachtgabe. Die von Josef Ponten besorgte Ausgabe ist mit großer Gewissenhaftigkeit und feinem Kunstverständnis zusammengestellt. Die einleitende Vorrede, eine biographische Skizze, die nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Künstler einem großen Publikum näher zu bringen versucht, ist diesmal breiter angelegt, als in den meisten übrigen Bänden der „Klassiker der Kunst“; das aber kommt dem Methelbände eher zugute, als daß es ihm Abbruch täte: die Persönlichkeit des genialen Künstlers formt sich plastischer, das Verständnis für seine Schöpfung wird wesentlich erleichtert. Im allgemeinen freilich fordert dieser Band einen hohen Grad von Vertiefung in die Gestaltungs- und Auffassungsart Methels, der sehr zum Stilisieren neigt; auf der anderen Seite aber gibt gerade Methels Eigenart zahlreiche Anregungen, die für die Gegenwartskunst und das moderne Kunstgewerbe nicht ohne Interesse sind.

.25  
.75  
.00  
.50